

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VII. Jahrg. Düsseldorf, März 1927 Heft 3

Deutschland als Glied der Weltwirtschaft.

Von Prof. Dr. E. Schulze,

Direktor des Weltwirtschafts-Instituts der Handelshochschule Leipzig.

I.

Brauchen wir die Weltwirtschaft?

Deutschland kann ohne die Weltwirtschaft nicht leben. Es braucht sie, weil sein Boden zu schmal ist, um unser Volk zu ernähren; ferner, weil wir auf zahlreiche Rohstoffe nicht verzichten wollen, die nur fremder Boden birgt; endlich, weil die Produktionskosten der deutschen Volkswirtschaft sich niedriger stellen, falls wir einen regen Güteraustausch mit anderen Ländern pflegen.

Diese drei Gründe für die Verflechtung mit der Weltwirtschaft sind so stark, daß sie alle entgegenstehenden Kräfte und Stimmungen siegreich überwunden haben, ja, daß nicht einmal ein so furchtbar schwerer Eingriff wie die Blockade, der wir im Weltkriege und nachher unterlagen, uns von der Weltwirtschaft abzuschneiden vermochte. Sovoft man auch die Selbstversorgung Deutschlands, den „geschlossenen Handelsstaat“, gepredigt hat — er ist und bleibt ein Hirngespinnst.

Der deutsche Boden ist zu arm, als daß wir auf ihm haufen könnten, ohne ausländische Güter an uns zu ziehen. Infolgedessen äußert sich das Einfuhrbedürfnis der deutschen Volkswirtschaft mit außerordentlicher Stärke. Nicht der Rohstoffbedarf unserer Ausfuhrindustrie ist für die Verflechtung in die Weltwirtschaft entscheidend, sondern der Wille unseres Volkes, auf deutschem Boden zu leben. Die Ausfuhr brauchen wir aus keinem anderen Grunde, als weil wir der Einfuhr nicht entrafen können.

Schon die offenkundige Tatsache ist bedeutsam, daß unser Verbrauch bis ins kleinste weltwirtschaftlich durch-

setzt ist. Es gibt keinen auch noch so bescheidenen Haushalt, der nicht Erzeugnisse fremder Länder verbraucht.

In Heinrich Seidels köstlicher Erzählung „Leberecht Hühnchen“ ruft dieses Urbild bescheidener Behaglichkeit aus:

„Es ist etwas Großes, wenn man bedenkt, daß, damit ich hier in aller Ruhe meinen Tee schlürfen und du deine Pfeife rauchen kannst, der fleißige Chineser in jenem fernen Lande für uns pflanzt und der Neger für uns unter der Tropensonne arbeitet. Ja, das nicht allein, die großen Dampfer durchbrausen für uns in Sturm und Wogen- schwall den mächtigen Ozean, und die Karawanen ziehen durch die brennende Wüste. Der stolze millionenreiche Handelskönig, der in Hamburg in einem Palast wohnt und am Ufer der Elbe einen fürstlichen Landsitz sein eigen nennt, muß uns einen Teil seiner Sorgen zuwenden, und wenn ihm Handelskonjunkturen schlaflose Nächte machen, so liegen wir behaglich hingestreckt und träumen von schönen Dingen und lassen ihn sich quälen, damit wir zu unserem Tee und Tabak gelangen. Es schmeckt mir noch einmal so gut, wenn ich daran denke.“

Lebensmittel und industrielle Rohstoffe, Halbzeug und Fertigwaren werden in Eisenbahnen, Schiffen und anderen Verkehrsmitteln beständig hin und her bewegt, um diesem lebhaften Austauschbedürfnis zu dienen. Hat der Krieg mit roher Faust dieses feinverastelte Triebwerk zerstört, so hat gerade das Zuspüren lebenswichtiger Handelswege uns schmerzhaft bewiesen, daß

wir auf Gedeih und Verderb in den internationalen Wirtschaftsverkehr verflochten sind. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß wir uns auf ihn einstellen, soweit er uns in der Tat unentbehrlich ist; wir müßten denn eine Rückbildung unseres Wirtschaftslebens auf eine Stufe vollziehen, wie



Schiedsgerichtsverträge Deutschlands.

Um die Jahreswende ist in Rom ein Vergleichs- und Schiedsgerichtsvertrag zwischen Deutschland und Italien unterzeichnet worden. Er ähnelt anderen Schiedsgerichtsverträgen, wie sie Deutschland bereits mit der Schweiz, mit Frankreich, Belgien, Polen, der Tschechoslowakei, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland und Estland abgeschlossen und mit Rußland vorbereitet hat. Die Verträge haben den Zweck, Fragen, die sich diplomatisch nicht lösen lassen, durch einen ständigen Vergleichsausschuß und schließlich durch Schiedsgerichte beizulegen.

sie unsere Vorfahren vor mindestens zwei Jahrhunderten, wenn nicht schon vor tausend Jahren erreicht hatten.

Blicken wir uns unter den Gegenständen um, die wir täglich in Haushalt und Arbeit benötigen, so finden wir tausenderlei, was aus dem Ausland herbeiströmt. Das unaufhörliche Wachstum der Bevölkerung Deutschlands zwang uns, entweder Menschen oder Waren abzugeben. Laten wir letzteres, so geschah dies, um dafür andere Waren einzutauschen, mit denen wir die überschüssige Volkszahl ernähren und unsere Industrie in Gang halten konnten.

Namentlich im letzten Menschenalter ist die Verflechtung Deutschlands in die Weltwirtschaft zur vollendeten Tatsache geworden. Bis dahin hatten wir uns mit dem bitteren Notbehelf begnügt, jahraus, jahrein viele Tausende von Volksgenossen als Auswanderer an fremde Länder zu verschicken. In jedem Jahre waren es Zehntausende, zuweilen mehrere Hunderttausende. Wie eine beständig fließende Wunde wirkte das auf den deutschen Volkskörper. Allen Teilen der Welt haben wir auf diese Art wertvolle Menschen geliefert — obwohl wir sie lieber im eigenen Lande behalten oder in deutschen Kolonien angesiedelt hätten. Genau zur selben Zeit aber, als das Reich endlich, um die Mitte der achtziger Jahre, friedlich Kolonien erwarb, hatte unsere Ausfuhrindustrie sich so kräftig entwickelt, daß wir mit einem Bevölkerungsüberschuß, von dem wir uns hätten trennen müssen, nicht mehr zu rechnen brauchten. Im Gegenteil: der jährliche Zuwachs durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle genügte nicht einmal mehr, obwohl er sich auf Hunderttausende von Köpfen belief, um die Bedürfnisse unseres sich mit erstaunlicher Kraft ausdehnenden gewerblichen Lebens zu decken. Vielmehr wurden nun, um in der Landwirtschaft die durch Abwanderung in die Industriegebiete freiwerdenden Stellen zu besetzen, ganze Heere polnischer Wanderarbeiter nach Deutschland gezogen. Sogar im Bergbau und in manchen Fabriken genügten die Arbeitskräfte nicht, so daß man auch dort Ausländer verwendete.

Infolge dieses gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwungs nahm die Zahl der in Deutschland lebenden Menschen schließlich im Jahresdurchschnitt um 800 000 bis 900 000 Köpfe zu. Sie alle haben, unmittelbar oder mittelbar, ihre Nahrung durch die deutsche Güterproduktion erhalten, weil es in mühseliger Arbeit geglückt war, deren Erzeugnisse so zu vervollkommen, daß sie im Auslande Ruf genossen und massenhaft gekauft wurden.

So kam es, daß wir in der Hoffnung auf eine Gestaltung des Völkerrechts, die auch im Kriege eine Rückkehr zu den räuberischen Gewohnheiten vergangener Zeit ausschließen sollte, mit sämtlichen Teilen der Welt in lebhafteste Handelsbeziehungen traten. Getreide, das wir noch vor einem Jahrhundert aus den nordöstlichen Teilen Deutschlands an Skandinaviern und England geliefert hatten, konnten wir nun allerdings kaum noch abgeben; im Gegenteil führten wir es in gewaltig steigenden Mengen ein. Ein immer größerer Teil unserer Bevölkerung wurde von der Zufuhr ausländischer Lebensmittel abhängig. Unser Brot wurde, wenigstens in den Industriegebieten, aus amerikanischem oder

argentinischem, russischem oder rumänischem, indischem oder australischem Korn gebacken. Ein großer Teil der Eier, die wir verzehrten, kam aus Dänemark, Italien oder Rußland. Fleisch, Speck und Schmalz erhielten wir aus den Vereinigten Staaten, Argentinien und anderen Ländern. Butter lieferten Dänemark, Rußland und Sibirien; Käse Holland und die Schweiz. Fische kauften wir von den Norwegern, den Holländern, den Engländern. Südfrüchte bezogen wir aus Spanien, Italien und der Türkei, feine Obstsorten selbst aus Kalifornien. Öl kam aus Frankreich oder Italien, Tee aus Ceylon oder China, nicht selten auf dem Umweg über Rußland.

Reis erhielten wir aus Ostindien; Kaffee aus Brasilien und anderen Ländern Süd- und Mittelamerikas sowie aus Niederländisch-Indien; Kakao aus Afrika und Südamerika; Gewürze und Tabak aus den verschiedensten Tropengebieten.

Nur Zucker, den noch vor hundert Jahren ausschließlich die tropischen Kolonien geliefert hatten, gewannen wir in der Form von Rübenzucker nunmehr selbst. Ja, unsere Zuckerindustrie entwickelte sich so kräftig, daß Deutschland zum ersten Zuckerausfuhrland Europas wurde.

Nicht anders als mit den Lebensmitteln erging es mit den Rohstoffen. Auch für ihren Bezug wurden wir mehr und mehr von allen möglichen Ländern abhängig.

Unsere Kleidung wurde und wird zum überwiegenden Teile aus fremden Faserstoffen hergestellt: Baumwolle erhielten wir aus Nordamerika, Ägypten oder Indien; Wolle aus Australien und Südafrika; Flachs aus Rußland; Eisenerze aus Schweden und Spanien; Kupfer hauptsächlich aus den Vereinigten Staaten. Steigende Bedeutung gewannen ferner jene auf den Anbau in tropischen oder halbtropischen Gebieten angewiesenen Rohstoffe (beispielsweise Kautschuk), die seit der tatkräftigen Aufschließung der deutschen Kolonien auch von dorthier nach Deutschland flossen; daneben kauften wir bedeutende Mengen von den Kolonien fremder Mächte.

Selbst Kohle bezogen wir in erheblicher Menge vom Ausland (Steinkohle aus England, Braunkohle aus Böhmen), während wir noch größere Mengen an fremde Länder lieferten. Erdöl erhielten wir besonders aus den Vereinigten Staaten.

Aber auch Halbzeug erhielten wir von anderen Völkern, um es zu Fertigwaren zu verarbeiten. Und da nun einmal kein Volk mehr imstande ist, alles, was es an gewerblichen Erzeugnissen braucht, nur bei sich herzustellen, da vielmehr sämtliche Länder ihren Nutzen dabei fanden, in gegenseitigen Wirtschaftsverkehr miteinander zu treten, so kauften wir vom Ausland auch eine große Menge von Fertigwaren: Stahl- und Lederwaren von England, Glaswaren von Österreich oder Belgien, Schmuckgegenstände von Frankreich und Belgien, kunstgewerbliche Erzeugnisse aus Japan, Frankreich und England, Seidengewebe aus China und Japan und so fort.

Das alles sind nur Beispiele; denn tatsächlich erreichte die weltwirtschaftliche Verflechtung einen weit höheren Grad. Fast jeder in Deutschland gefertigte Gegenstand enthielt ausländische Rohstoffe. Nicht selten hatten fremde Arbeitskräfte und fremde Geschicklichkeit an seiner

Weiterverarbeitung mitgewirkt. Unsere Kleidung, unsere Werkzeuge, unsere Maschinen, unsere elektrische Beleuchtung, die Farben, mit denen wir Bedarfsgegenstände und Häuser anstreichen — alles dies und tausende andere Dinge waren aus fremden und einheimischen Stoffen, aus deutscher und fremder Arbeit gemischt.

Um das Jahr 1900 bezifferte sich das Gesamteinkommen des deutschen Volkes auf rund 31 Goldmilliarden Mark. Nehmen wir an, was allerdings nicht ganz zutrifft, daß diese 31 Goldmilliarden sich in Gebrauchs- und Verbrauchsgegenständen verkörperten, die sich das deutsche Volk erarbeitete. An Einfuhrwaren verzeichnete die Statistik damals etwa 6 Milliarden Mark. Mithin war damals der fünfte Teil des deutschen Volkseinkommens weltwirtschaftlichen Ursprungs. Da die Bevölkerung sich auf 56 Millionen bezifferte, lebten mithin rund 11 Millionen Menschen in Deutschland von der Weltwirtschaft.

Diese Verschlingung hat sich weiter beträchtlich gesteigert. Machen wir die gleiche Berechnung für das Jahr 1913, so war das deutsche Volkseinkommen auf 40 Milliarden Mark zu beziffern, die Einfuhr auf 10,7 Milliarden Mark, die Volkszahl auf 67 Millionen. Mithin würde der Weltwirtschaftsquotient des deutschen Volkseinkommens sich auf ein Viertel belaufen haben, die Zahl der von der Weltwirtschaft lebenden Reichsdeutschen auf 17 Millionen. 1925 würde uns dieselbe Berechnung auf ein Drittel, mithin auf 20 Millionen führen.

• • •

Man pflegt Deutschland als ein Gebiet zu betrachten, das von der Natur für das Wirtschaftsleben gut ausgestattet sei. Allein diese Ansicht trifft nur teilweise zu. Es gibt viele Länder, deren Boden größere Fruchtbarkeit besitzt, oder die vom Klima wesentlich mehr begünstigt sind. Andere verfügen über Rohstoffreichtümer, mit denen sich diejenigen Deutschlands nicht entfernt messen können. Wieder andere sind verkehrsmäßig bedeutend günstiger gelegen.

Das Klima Deutschlands ist für die landwirtschaftliche Produktion nur streckenweise günstig. In einer Beziehung nur ist es vielleicht besser als das vieler anderer Staaten: in Anbetracht der Regelmäßigkeit und der Menge der Niederschläge.

Von den durch landwirtschaftliche Tätigkeit erzeugbaren Stoffen gedeiht nur ein Teil auf deutschem Boden.

An Rohstoffen ist unser Vaterland arm. Gold birgt der deutsche Boden fast gar nicht mehr, seine Silberadern sind erschöpft, auch Kupfer kann nur noch in geringen Mengen gewonnen werden. Sämtliche Mineralien, die von der neuen Technik etwa zur Erzeugung von Edelstahl benötigt werden, fehlen. An Metallen besitzt der deutsche Boden nur Eisenerz, Blei und Zink, doch sind die bedeutendsten Lager des letzteren

Metalls durch die Abschneidung Oberschlesiens verloren gegangen. Erdöl fehlt außer in der Lüneburger Heide und in dem österreichischen Vorarlberg ganz.

Nur Kohle und Kali sind in großen Mengen vorhanden.

Verkehrsmäßig steht Deutschland, vom Gehwinkel der Weltwirtschaft aus betrachtet, vielleicht noch ungünstiger da. Im wesentlichen ist es ein Binnenland mit wenigen großen Strömen, von denen nur einer (der Rhein) sich zum Weltverkehrsstrom eignet. Von seiner Meeresküste liegt der eine Teil an einem beinahe geschlossenen Meere, während der andere nur scheinbar den Zugang zum Weltmeer besitzt, da ihm die britischen Inseln vorgelagert sind, so daß auch die Nordsee beinahe den Charakter eines Binnenmeeres trägt. Auch bieten beide Teile der deutschen Seeküste der Schifffahrt ernste Gefahren, zudem erfordern Anlage und Erhaltung von Häfen große Aufwendungen.

Und doch ist die Lage Deutschlands nach anderer Richtung wertvoll. Vor allem hat die Natur ihm eine große Gunst erwiesen: sie bietet ihm die Vorbedingungen für eine überaus mannigfaltige wirtschaftliche Tätigkeit. Die landwirtschaftlichen Gewächse, die in Deutschland erzeugt werden, und nicht minder seine Vieharten sind wesentlich reichhaltiger als die mancher überseeischer Länder. Beispielsweise wächst in den Ländern Ostasiens nur eine wesentlich geringere Zahl von Nutzpflanzen, auch die Mannigfaltigkeit der Nutztierarten ist dort geringer. Andererseits gilt jedoch die Vielseitigkeit des deutschen Bodens nicht für unsere Rohstofflager, und verkehrsmäßig ist Deutschland in der Weltwirtschaft recht schlecht bedacht.

• • •

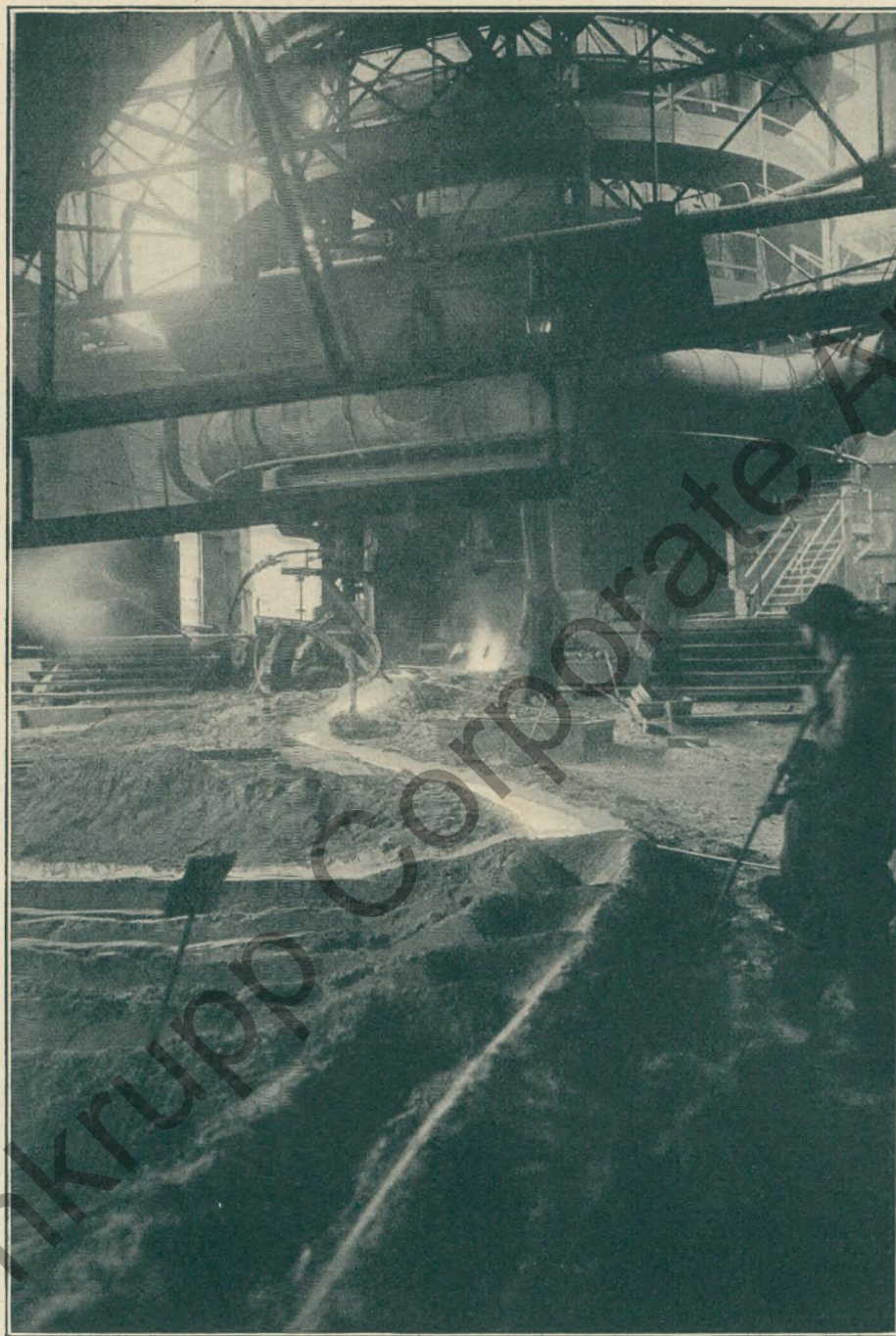
Vergleicht man den Flächeninhalt des Deutschen Reiches mit anderen Ländern, so übertrifft es mit seinen heute nur noch 472 000 qkm zwar die meisten Staaten Europas (mit Ausnahme Rußlands, das eigentlich einem anderen Weltteil angehört, Frankreich, das 551 000 qkm zählt, sowie Spaniens, das eine Bodensfläche von 505 000 qkm besitzt), während nach Deutschland Schweden mit 410 000 qkm, weiter Polen mit 388 000 qkm folgt. Auf dem Quadratkilometer leben jedoch in Deutschland durchschnittlich 126,79 Einwohner, während in Frankreich nur 71,16, in Spanien 42,24, in Schweden 14,38 und in Polen 70,03 Einwohner gezählt werden.

Schon diese Zahlen deuten darauf hin, daß die Gesamtbevölkerung Deutschlands, die sich 1925 auf 62 $\frac{1}{4}$ Millionen Köpfe beziffert (gegen Frankreich 1921: 39,20 Millionen), nicht auf deutschem Boden ernährt werden kann. Dabei ist es bei einem Land von dieser Flächenausdehnung kaum wahrscheinlich, daß die Menschenzahl so beträchtlich hätte anwachsen können, hätte sie den eigenen Boden nicht trefflich bewirtschaftet.



Bilder aus der Eisenhütte.

Von A. I. Gebens.



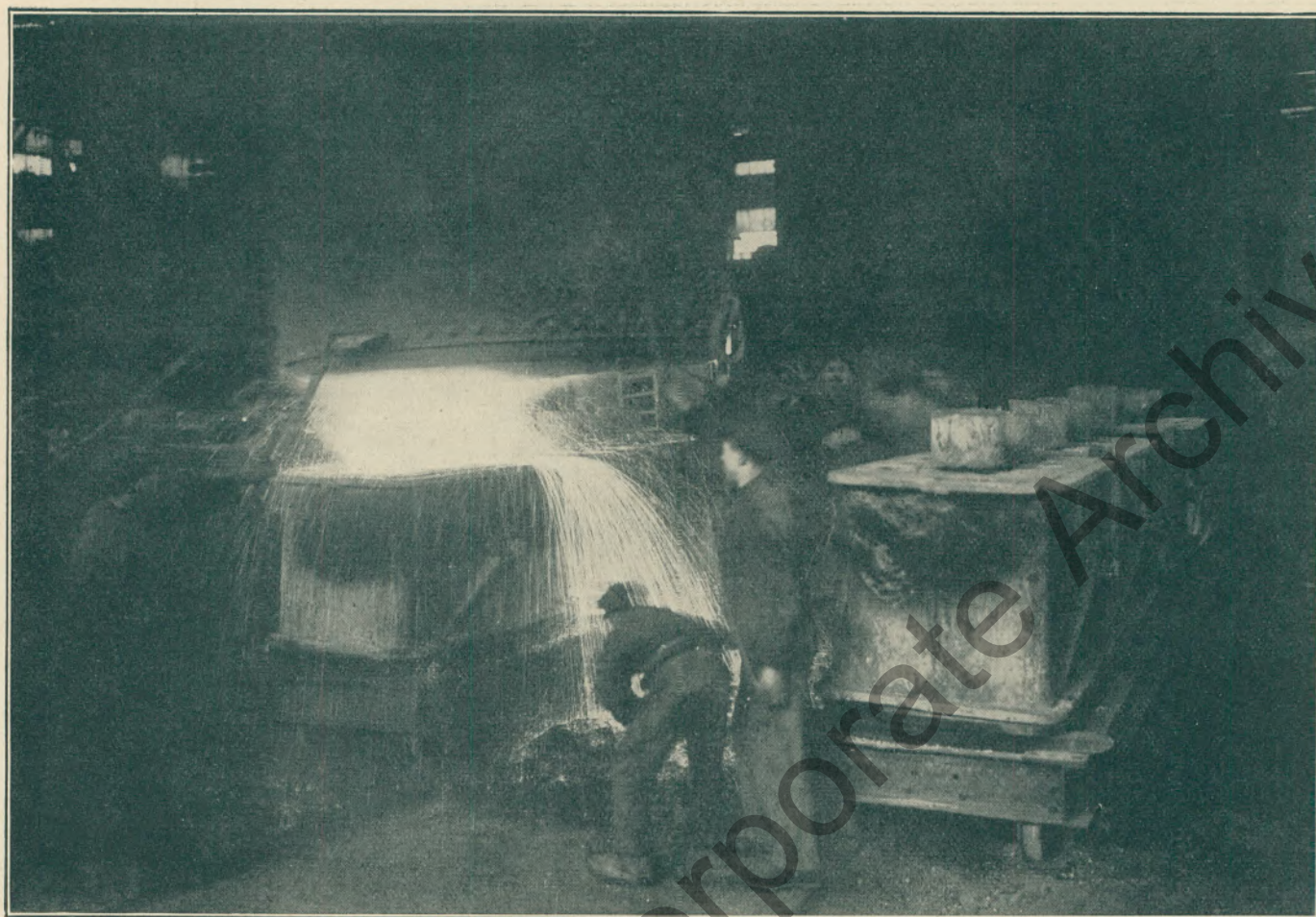
Am Hochofen: Das Gießbett.

Phot. W. Noerts.

Wer noch keine Eisenhütte gesehen hat, der hat das großartigste Bild, das ihm die Technik bietet, noch nicht erlebt. Der Laie macht sich schon deswegen schwer eine Vorstellung davon, weil sich der Begriff Eisenhütte meistens mit einer dunkeln Ahnung von Bergwerken, Glühauf und allenfalls noch Hochöfen erschöpft. Es handelt sich aber nicht um den Bergbau, obgleich dieser dem Hüttenfach nahe verwandt, denn der Bergmann liefert Kohle und Erz, die der Hüttenmann zur Gewinnung von Eisen und Stahl gebraucht. Beide

sind stolz auf ihr gemeinsames Abzeichen Schlägel und Eisen, beide singen das gleiche Bergmannslied zum brennenden Rum. Und beide lieben ihren schweren Beruf, weil ihnen nicht nur die Lösung einer technischen Aufgabe gelingt, sondern weil er an sich schön ist, weil sich für ein offenes Auge tief im Kohlenpütt und in der rauchenden Hütte täglich neue Bilder bieten, die tatsächlich kein anderer Beruf aufzuweisen hat.

Nun ist ja eine solche Behauptung über die Schönheit eines Berufes von relativem Wert. Mancher wird ihr die



„Stahlguß“.

Phot. W. Noerfs.

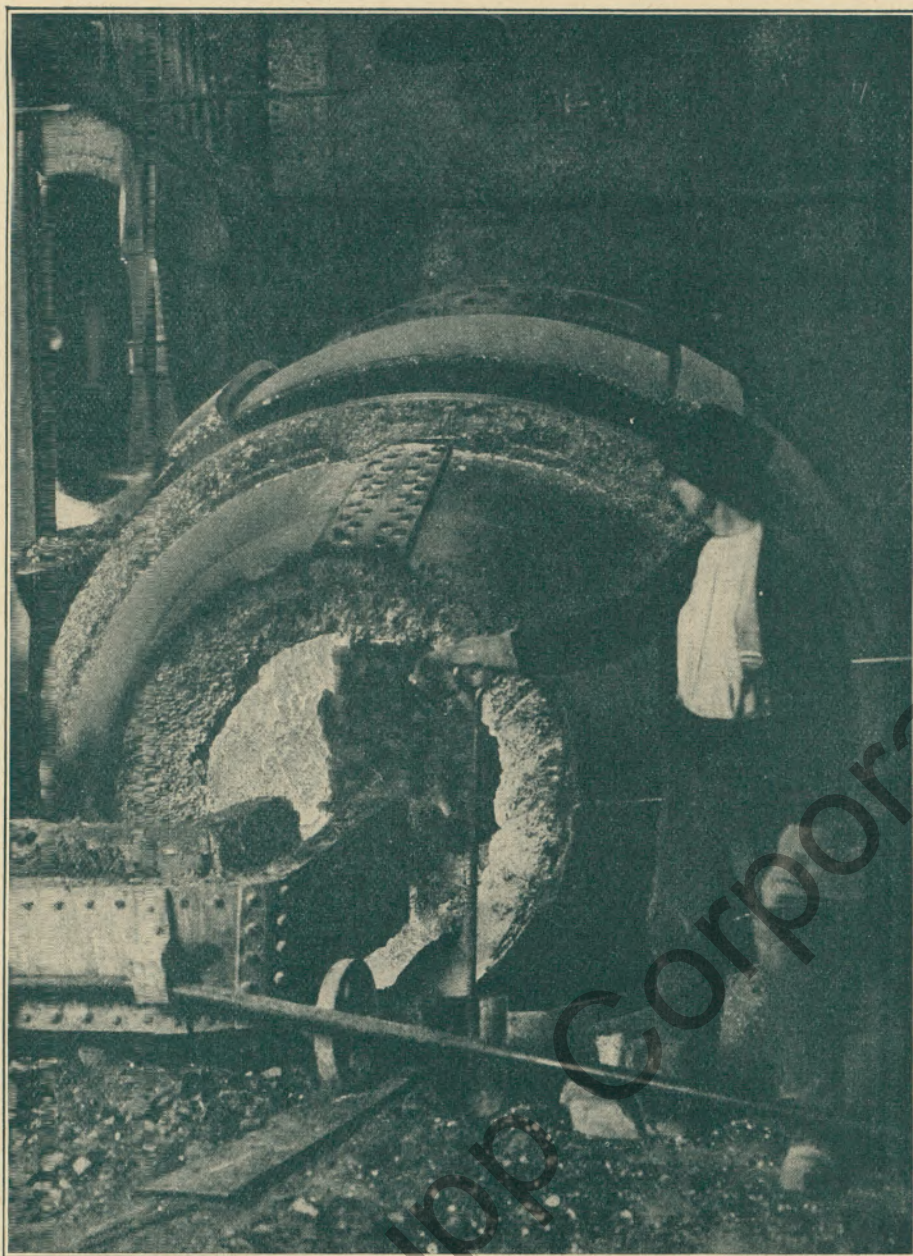
Berechtigung abstreifen, der in einer Hütte nur Schmutz, Staub, Rauch, Lärm, Hitze sieht. Dazu muß man, um mit dem Hochofen anzufangen, mit ihm gelebt und ihn ein bißchen geliebt haben. Man muß um den Schichtwechsel in dem Strom der Laufende mitgepilgert sein, die im blauen Kittel zu ihm wandern, um ihrer Arme Kraft für ihn zu rühren. Und vor allem muß man die langen Nachtschichten bei ihm gewacht haben, wenn rund um das Hüttenwerk die Erde ruht und nur zwischen Hochofen, Stahl- und Walzwerk das Hämmern und Blasen und Poltern weitergeht. Wenn der Hochofen sich langsam nach oben in den schwarz werdenden Nachthimmel verliert, in den die Förderschalen des Aufzugs gespenstisch hinaufhuschen. Wenn die Winddüsen rot aufglühen und der Gebläsewind jedes Gespräch überzischt. Und vor allem, wenn das Stichloch auf und Eisen und Schlacke in glühenden Bächen hervorsprudeln.

Aber wie hart war der Beruf vor noch gar nicht langer Zeit! Tag und Nacht wechselten sich die Schichten ab, nur Stahl- und Walzwerk leisteten sich die kurze sonntägliche Ruhe von 24 Stunden, während die Hochofen jahraus, jahrein und jahrzehntelang unter Feuer standen. 24 Stunden blieb der Hochofenmann Sonntags an seinem Ofen, damit die Wechselschicht nur alle 14 Tage ihren einen freien Sonntag hatte. Wie wenige machen sich eine Vorstellung davon, was es heißt, Sonntag früh um 6 Uhr zur Schicht zu ziehen, um erst Montag früh wieder abgelöst zu werden. 24 Stunden, in denen der Städter schläft, Ausflüge macht, isst, tanzt, ins

Kino geht und wieder ausschläft, und in dieser ganzen langen Zeit rollen die Kübel ihre gleiche schräge Bahn zur Gicht hinauf, poltern Erz und Koks in den Hochofen, rumort Höllenglut in dem riesig hohen Schacht und melden sich mit Uhrwerkspünktlichkeit Eisen und Schlacke, um abgestochen zu werden. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt: es gab Hochofenleute, die es vergessen hatten, während ihrer Schicht einmal zu sitzen. Vielleicht am Montag vor der Morgendämmerung, dann kam es wie eine Ermüdung über die Menschen und die Ofen, die Düsen zischten weniger laut, und die Meister dröselten in ihren Buden. Dann nahm der Hochofenschmelzer seine große Lederschürze, schlug sie auf den warmen Ziegelboden neben der Schlackenrinne und schließ dort so warm und weich wie im Daunennest.

Aber bald zeigte wieder das unruhige Glackern in den Schaulöchern der Winddüsen, daß das Gestell voll Roheisen. Dann wird mit langen, spitzen Stangen das mit feuerfester Masse verschlossene Stichloch aufgeschlagen oder, wenn es zu hart zugebrannt ist, mit dem Sauerstoffgebläse aufgeschmolzen, und plötzlich springt, wie ein Quell aus der Wand, der armdicke Strahl flüssigen Eisens hervor, glüht, verbreitet Licht, Funken und Rauch und eilt, bald zum feurigen Bach anwachsend, durch die sandbekleideten Rinnen in die Gießhalle oder die bereitstehende Roheisenpfanne.

Ein interessanter Kreislauf vollzieht sich innerhalb des Hochofenwerks: heißer Wind wird in den Hochofen hineingeblasen und verläßt diesen als wertvolles Gichtgas. Nach



Im Thomaswerk: Vor der Birne.

Phot. W. Noerts.

der Reinigung wird ein Teil dieses Gases benutzt zum Heizen der Tomperapparate und entweicht danach durch Essen. Ein zweiter Teil wird in Großgasmaschinen zur Arbeitsleistung benutzt, treibt damit die Gebläse, die den Wind wiederum in den Hochofen drücken. Ein dritter Teil kann zur Beheizung der Koksöfen dienen; der so erzeugte Koks wandert wieder in den Hochofen, während das verbrennungstechnisch wertvollere Koksengas zur Beheizung von Siemens-Martin-Öfen dient. Ein vierter Teil erzeugt in der elektrischen Zentralfabrik des Hüttenwerks in Großgasmaschinen die elektrische Energie für das gesamte Hüttenwerk, meist auch noch für anliegende Drischäften und Industriereviere. Wir sehen: der früher Wärme und Werte verschwendende Hochofen ist zu einem großartigen Energiespender geworden und damit zu einem echter Kinde unserer Zeit, in der es kein größeres technisches Problem gibt als die Erzeugung der notwendigen Stoffe unter Einsparung jeder Wärmeeinheit und der Wiederverwertung aller abfallenden Zwischen- und Nebenerzeugnisse.

Große Roheisenpfannen von 20, 30 t Fassungsvermögen und mehr fangen das flüssige Roheisen auf und verbringen es ins Stahlwerk. Nun kommt Tempo in seine Weiterverarbeitung, denn von der Gemächlichkeit, mit dem es im Hochofen aus dem Erzstück heraustropfen durfte, ist nun nichts mehr zu spüren. Jeder Grad Wärme, den es von Hause aus, d. h. vom Hochofen, mitbringt, ist kostbar, und so wird die Pfanne im Nu vom Kran gepackt, hoch über den Mischer gehoben und das Eisen in diesen gekippt, wo es in einer Suppe von 250 bis zu 1200 t zusammenliegt, sich mischt und auf diese Weise die Verschiedenheiten jedes einzelnen Hochofenabstichs verliert. So kann der Stahlwerker bequemer arbeiten, da er weiß, von welcher Durchschnittsgüte sein Roheisen ist.

Wir befinden uns im Thomaswerk einer großen Hütte und müssen gestehen, daß der Funkenregen eines Hochofenabstichs bescheiden verblaßt gegen das Feuerwerk der auf und niedergehenden Konverter. Das sind große birnenförmige Gefäße von 25 bis 35 t Fassungsvermögen, drehbar nebeneinander auf hoher Bühne gelagert und jedes mit einem Lochboden versehen, durch den Preßluft durch das Bad von Roheisen und Kalk gedrückt wird. Das Arbeitsverfahren stammt von Henry Bessemer, der damit das alte mühselige Puddeln überflüssig machte und die Massenerzeugung von Stahl, ohne die unser technisches Jahrhundert gar nicht möglich gewesen wäre, in Gang gebracht hat. Der schönste Anblick ist das Hochgehen des Konverters.

Dickbäuchig war er da gelegen und hatte kübelweise Schrott und Kalk geschluckt, dann eine große Pfanne mit flüssigem Roheisen. Der Wind war angestellt und blies aus dem Lochboden über das Bad, eine Wolke von giftigem Kalkstaub in die Halle wirbelnd. Man hält den Atem an und sieht durch den Dunst hindurch die Flamme zum Konverterhals hinausfahren und während des Hochgehens der Birne wie einen Kometenschweif am Dach entlang ziehen, bis sie brüllend ihren gewohnten Ausweg zum Funkenkamin gefunden hat. An dieser Flamme sieht der Blasemeister genau, wie weit der Stahl gefrischt ist. Sie verändert sich je nach den Bestandteilen des Roheisens, die gerade verbrannt werden, und zum Schluß schlägt sie zuckend in den Konverter zurück, verschwindet immer mehr unter gewaltigen gelben und braunen Rauchwolken. Dann dreht der Konvertermann die Birne herunter, läßt das Feuerwerk des Kometenschweifs wieder in weiter Kurve am Dach entlang prasseln, und endlich — 20 Minuten hat der Vorgang gedauert — liegt der Konverter wieder still auf seinem dicken

Bauch und speit namenlose Hitze zum Hals hinaus. Es versengt einem fast die Kleider, wenn man mit der langen Schöpfkelle die Probe herausholt, abgießt und nach dem Schmieden am Bruch des Metalls erkennt, ob der Stahl fertig. Ist der vor allem schädliche Phosphor herausgebrannt, dann wird erst die Schlacke abgekippt, die in die Thomasmühle wandert und zum wertvollen Düngemittel vermahlen wird. Dann fährt der große Pfannentwagen unter den Konverter, holt sich den flüssigen Stahl, marschiiert in die Gießhalle, und dort wird der Stahl in Kokillen abgegossen, wo er zu Blöcken für das Walzwerk erstarrt.

Parallel mit solch einem Thomaswerk arbeitet in der Regel noch ein Siemens-Martin-Werk. Da geht es wieder etwas ruhiger zu. Während im Thomaswerk die große Masse des Durchschnittstahles erzeugt wird, stellt man im Siemens-Martin-Ofen in vielstündiger, sorgsamer Arbeit den bedeutend wertvolleren Martinstahl her. In langer Reihe — wie große flache Kästen — stehen dort die Herdöfen nebeneinander; man sieht ihnen gar nicht an, was für eine heiße Arbeit in ihnen geleistet wird. Erst wenn eine der Ofentüren in die Höhe gezogen wird und scheinwerferartig die Hitze- und Lichtbüschel über die Ofenbühne fahren, sieht man, durch blaue Gläser geschützt, die Stahlsuppe kochen, 30, 50, 100, 200 t und mehr, gewaltige Mengen, über denen Gas- und Luftgemisch durch das Ofengewölbe ziehen und verbrennen und ihre Hitze über das Bad ausbreiten. Der Prozeß entstand, als den französischen Hüttenleuten Martin der deutsche Ofenbauer Siemens den Regenerativofen konstruiert hatte; nur in diesem lassen sich die genügend hohen Temperaturen erzeugen, durch ein unter dem Herd befindliches Kammerstystem, das mit feuerfesten Gittersteinen ausgepackt ist und durch die abziehenden Ofengase abwechselnd immer wieder hoch erhitzt wird. Die aufgespeicherte Wärme wird nach Umschalten durch Luft und Gas in den Ofen mit hineingebracht und dort wieder verwertet.

In diesen Siemens-Martin-Ofen wird hochwertiger Stahl für Schienen, Bauzwecke usw. hergestellt. Für besonders anspruchsvolle Baustoffe hat man, vor allem, seit Krupp das Verfahren ausarbeitete, den Tiegelstahl benutzt, dem auch heute noch unbestritten die Krone unter den Edeltählen gehört. Kurz hinter ihm marschieren die Elektrostähle, denen man vor 20 Jahren einen unbeschränkten Siegeszug vorausgesagt hatte. Ganz hat der Elektroofen diese Erwartungen

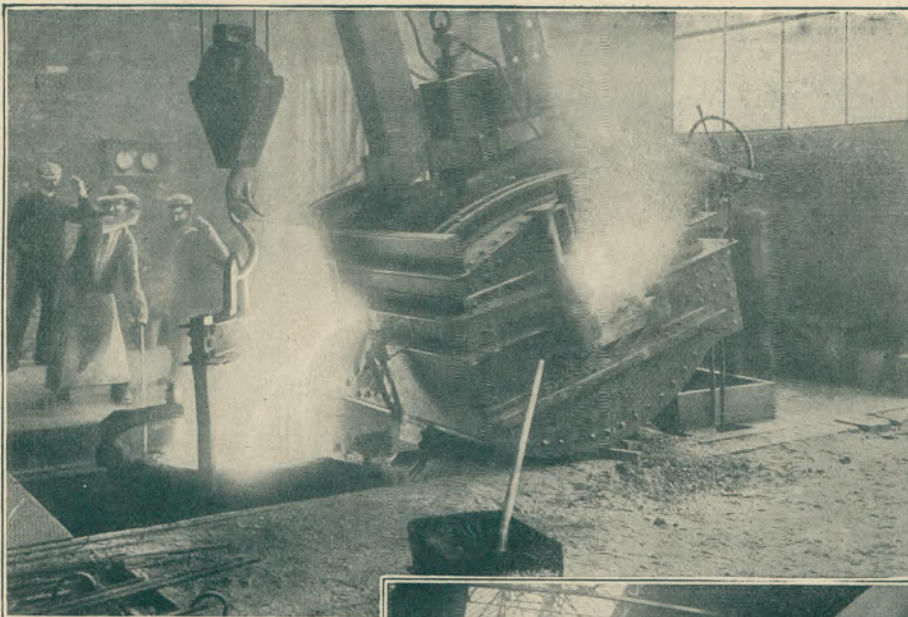


Im Thomaswerk: „Abblasen“.

Phot. W. Koerts.

nicht erfüllt, jedoch nimmt seine Verbreitung ständig zu, die Ofeneinheiten vergrößern sich, und der Material- und Stromverbrauch nimmt ab. Sinkt der Preis für den elektrischen Strom einmal auf ein Zehntel des jetzigen, dann wird auch die Stunde des Elektroofens gekommen sein, und er wird weit mehr als heute den Hochöfen und der Siemens-Martin-Ofen aus den Hüttenwerken verdrängt haben.

Im Martinwerk wird, genau wie im Thomaswerk, der Stahl in Kokillen zu Blöcken von mehreren Tonnen Gewicht vergossen. Diese Blöcke werden noch rotglühend aus den Kokillen gedrückt und kommen in sogenannte Durchweichungsgruben. Das sind Tieföfen, in denen die Blöcke eine durch und durch gleichmäßige Hitze und feigige Härte erhalten. Weißglühend werden sie aus den Tieföfen gezogen und rollen auf Rollgängen der Blockstraße zu. Diese ist, wie alle Walzen-



Abstich am elektrischen Ofen.

straßen, im Grunde nichts als eine — Wäschmangel im großen. Aber es sind Mangeln mit riesigen Walzenballen, die von tausendspferdigen Maschinen gegeneinandergedreht werden. Die packen den Block und quetschen ihn in wenigen Umdrehungen zwischen sich hindurch. Dabei längt und reckt er sich, und eilig geht es hin und her zwischen den immer enger verstellten Walzen, bis der kurze dicke Block lang wie ein Rantholz die Blockstraße verläßt und — alle Bewegungen geschehen automatisch auf Rollgängen — den großen Scheren zueilt, wo er in Knüppel geschnitten wird, die in Stoßöfen wiederum auf Weißglut erhitzt werden. Diese Knüppel sind der Ausgangsstoff für die weiteren Walzenstraßen, in denen sie zu Schienen, Trägern, Schweller und weiter herunter bis zum Vierkant und Rundeisen und feinen Draht herab gewalzt werden.

Und in all den Hallen, die diese Walzenstraßen überdachen, sind es wiederum die eigenartigsten Bilder, die der Besucher zu sehen bekommt. Aus den Stoßöfen schießen die Lichtgarben, die Maschinen sausen und brummen und die Walzgerüste poltern. Alle Materie wird zum Lebewesen, eilt Bahnen entlang, die sich zu verwirren scheinen und doch einem einzigen Plan und Willen dienen; glühende Schienen bäumen sich auf, fliegen

zum Dach empor und verschwinden in Kellergängen. Es ist kein Wunder, daß so viele Künstler es versuchten, diese Bilder durch den Pinsel zu bannen, aber wenigen ist es gelungen. Unerreicht steht immer noch Menzels berühmtes „Walzwerk“ da, in dem sich die geheimnisvollen Kräfte verstecken und zeigen wie in Brögers „Legende vom Feuerofen“:

Im Werkhof qualmen und rauchen die Halden.

Die eisernen Hunde gleiten auf Schiene und Seil

durch die grauen Bausche, Büschel, Seigen und Falten

von Rauch, Schweiß, Öl.

Donnernd poltert der Keil von Pressen auf Blöcke in weißer und gelber Glut, Kessel zischen und fauchen in roter Wut

und blecken die Roste her wie blankes Wolfsgeähne.

Aus den Bohrern und Sägen winseln und kreischen Späne,

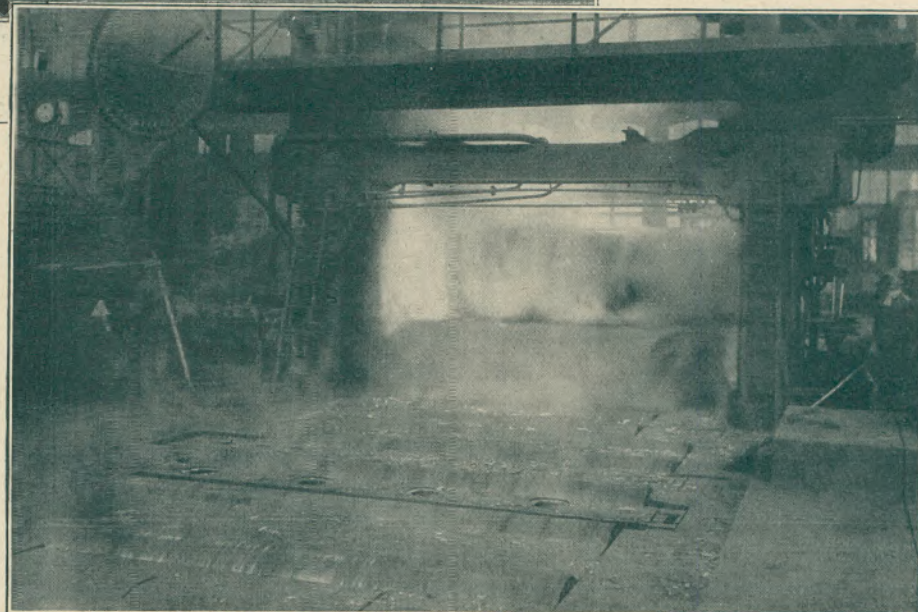
Funken und Sterne stieben irre bis in die hinterste Ecke, lohheiße Luft jagt die schwarzen Männer entlang die Walzenstrecke. —

Sort geht die Schicht ihren Donnergang.

Das Werk steigt auf, und die Himmel hallen von seinem Werdegang.

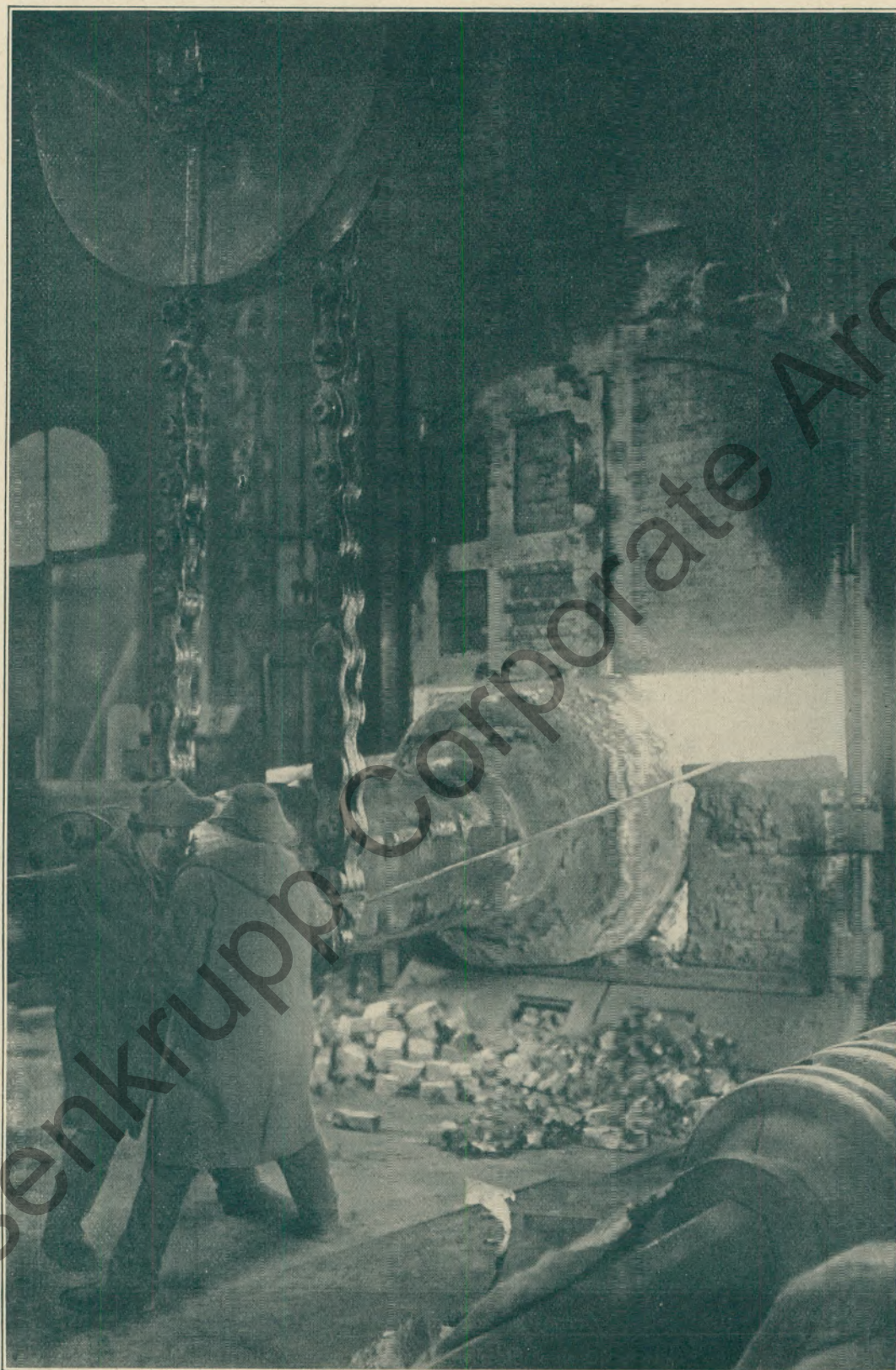


Walze 1 einer Panzerplatte



Beim Walzen einer 80-t-Platte.

Phot. W. Roerts.



Ein schwerer Brocken.

Eine 50 t schwere Räder im Ofen.

Technik, Zivilisation und Kultur.

Von Albert Herberholz, Dortmund.

Die Technik mit ihren Maschinen hat Entfernungen zusammenzuschumpfen, hat die Sage von Dädalos und Ikaros Wirklichkeit werden, sie hat den Menschen tief in das Wesen der Materie eindringen lassen — aber hat sie nicht auch den Daseinskampf härter gestaltet und die Hast des täglichen Lebens beschleunigt? Sind nicht Arbeiter, Ingenieure und selbst die großen Führer der verschiedensten Industrien Sklaven ihrer eigenen Arbeit geworden? Ist es einem von uns möglich, sich dem Einfluß der durch die Technik geschaffenen Zivilisation auf die Dauer zu entziehen? Können wir die Zivilisation der Technik, können wir die Befriedigung der durch sie geschaffenen Bedürfnisse entbehren? Diese Fragen können nur dadurch beantwortet werden, daß wir versuchen, uns einen Einblick in die Zusammenhänge des Zeitalters der Maschine zu verschaffen.

Der Gedanke, überhaupt jeden Zusammenhang zwischen Kultur und Technik zu leugnen, ist nicht selten. Eine kurze Überlegung führt nicht nur zur Erkenntnis der Unhaltbarkeit dieser Behauptung, sondern dürfte wechselseitige Beziehungen zwischen Technik und Kultur beleuchten, deren Ausmaße nur den wenigsten zum vollen Bewußtsein gekommen sind.

Unbestreitbar werden durch den Aufschwung der Technik, die sich ja in erster Linie auf den sogenannten abstrakten Wissenschaften aufbaut, diese letzteren wieder rückwirkend angeregt und gefördert. Die abstrakten Wissenschaften aber haben ihrerseits von jeher befruchtend auf die Kunst eingewirkt, und diese nun ist wieder mit den Wissenschaften und der Religion einer der Grundpfeiler der Kultur. Je höher die Kultur eines Landes ist, um so größer ist der Reichtum an Werten, die den Bewohnern desselben, allen Bewohnern, zur Festigung ihres inneren Menschen, zur Erkenntnis des Zweckes ihres Schaffens und Wirkens, zur Zufriedenstellung ihrer seelischen Bedürfnisse und zur Beantwortung der geheimsten Fragen ihrer Lebensanschauungen zur Verfügung stehen. Das Land wird den größten kulturellen Gewinn haben, dessen Menschen diesen zur Verfügung stehenden Reichtum an Kulturwerten am allgemeinsten in sich wirken lassen. Somit ist der Ausdruck „kulturell hochstehend“ für ein Volk so zu bestimmen, daß dieses Volk in weitestmöglicher Allgemeinheit größte innere Zufriedenheit und Ausgeglichenheit mit seinem Menschendasein hat.

Was faßt man nun unter dem Ausdruck „Zivilisation“ zusammen? Dieser Ausdruck dürfte wohl am gemeinverständlichsten dadurch erklärt sein, daß man dem Volk die höchste Zivilisation zuschreibt, welches die größten und meisten Werte für das leibliche Wohl der Menschheit geschaffen und auszunutzen verstanden hat.

Bei Zugrundelegung dieser Begriffsbestimmung scheint es zunächst, als hätte die Technik nur zivilisatorische und keine kulturellen Güter geschaffen, und Grauen muß jeden denkenden Menschen erfassen, wenn er sich ohne jeden inneren Halt dem ins Ungeheuerere wachsenden Umsichgreifen der durch

die Technik hervorgezauberten Zivilisation gegenübersteht. Denken wir an Millionen von Menschen, die tagaus, tagein in der Technik oder abhängig von ihr ihr mühsames Lebenswerk schaffen. Alles scheint ihnen grau in grau, und sie nehmen die Unnehmlichkeiten der Zivilisation, je nach Einkommen oder Verdienst, als selbstverständlich hin. Kulturelle Werte zu suchen oder zu erarbeiten hat man im Schatten der Technik fast vergessen und ist innerlich so arm geworden, daß Mißtrauen und Mißgunst, Zank und Hader groß geworden und die Menschen im Zeitalter der Technik in kultureller Beziehung fast stehengeblieben sind. Der Daseinskampf wurde hart, die Entfernungen schrumpften zusammen, die menschlichen Bedürfnisse wurden gesteigert, und die Technik ballte große Menschenmassen zusammen, die sich gegenseitig zu ersticken drohen.

Da sind nun zunächst die Wissenschaften und dann die Künste, die, selbst durch die Technik befruchtet, Blumen der Kultur sprießen lassen. Betrachten wir die Naturwissenschaften, die Astronomie, die Erd-, Tier- und Pflanzenkunde, die Heilkunde und andere, so offenbart sich die Technik als eine große Vermittlerin innerer Werte. Der Astronom erschließt mit Hilfe von Riesenfernrohren den Weltenraum, der Geologe erkennt durch Tiefbohrungen die Lagerung der Erdschichten, die wiederum den Menschen Millionen von Jahren zurückblicken lassen in das Dunkel der Vergangenheit, und die Mikroskopie hat dem Menschen den Aufbau und die Feinde der Zellenstaaten, aus welchem alles Lebendige besteht, gezeigt. Die Entdeckung der Feinde des Wachstums und der Gesundheit sowie der Störungen im Aufbau der Zellenstaaten des menschlichen Körpers hat in der Technik zu Erfindungen Anlaß gegeben, von denen nur zwei grundverschiedene genannt sein sollen, um nachzuweisen, daß durch die Technik selbst Samenkörner der Kultur von unfasbarem Werte gelegt werden. Denken wir zunächst an die nur durch die Technik ermöglichte Strahlenbehandlung von Skrofulösen und tuberkulösen Menschenkindern. Durch Quecksilberdämpfe werden bei etwa 2000 Grad Celsius in einer Quarzröhre ultraviolette Strahlen in weitaus größerer Menge erzeugt, als in den Sonnenstrahlen der Höhenkurorte für Lungenkranke nachgewiesen wurden. Die Kenntnis von diesen Strahlen erhielt der Mensch erst wieder durch die Technik, und zwar durch die Photographie des Sonnenspektrums. Der kulturelle Wert dieser technischen Errungenschaft ist gar nicht zu übersehen, wenn wir uns nur vorstellen, wieviel Herzeleid sowohl bei den Kranken als auch deren Angehörigen durch die Gesundung gelindert oder gestillt wird. Tausende von Müttern werden dankbar das geheilte Kind aus den Händen des Arztes in Empfang nehmen und innerlich freier, freudiger als Kameraden ihres Mannes den oft steinigsten Lebensweg gehen, als wenn der Anblick eines verkrüppelten Kindes sie traurig und mutlos werden lassen müßte. Der aufrechte und freie Gang all dieser Menschenkinder muß und

wird im Laufe der Zeit seine Festigkeit und Freiheit auch auf andere Menschen abstrahlen, und die durch die Technik gepflanzte Blume der Kultur, die der Gesundheit der Menschen wächst, bringt tausendfältige Frucht.

Gegen Störungen im Zellenstaat des menschlichen Auges, die sich in Seh Schwierigkeiten auswirken, hat die Technik geschliffene Gläser hervorgebracht. Auch diese Tat dürfte kulturelle Knospen tragen, denn nicht nur als Mittlerin gab die Technik die Gläser, um Kulturwerte zu sehen, um die Strahlen der Kultur durch die Augen aufnehmen zu können, sondern der große Wert liegt darin, daß der Mensch durch die Wiedererlangung seiner Sehschärfe äußerlich und innerlich gefestigter werden muß, als er es mit einem eingeeengten Gesichtskreis und geringerem Sehvermögen sein kann.

Wählt man noch einige aus der Menge der Beispiele, die uns zur Erkenntnis der Technik als größter Vermittlerin von Kulturwerten zur Verfügung stehen, ohne die Kultur in der Technik selbst zu suchen, so kommen die Photographie, die Buchdruckerkunst, die Stein- und Farbendruckverfahren, die Beförderungsmittel, die Baukunst und die Radiotechnik zur näheren Betrachtung in Frage. Dem Menschen, der einen Einblick in die einzelnen Zweige der Technik erhalten hat, offenbart sich eine Fülle von Großtaten, die die Menschheit instandsetzten, Kulturwerte dadurch zu vermitteln, daß diese den Augen und Ohren des einzelnen zur Erkenntnis nahegebracht werden, sei es durch das Original oder auch durch hochwertige Vielfältigungen. Durch die Technik erst war es möglich, der Menschheit die Lehren der großen Religionsstifter, die Gedanken der Philosophen, die Schöpfungen großer Maler, Bildhauer und Musiker und die Meisterwerke der gesamten Weltliteratur, ja selbst die Stimme und Mimik der größten Menschendarsteller so allgemein zugänglich zu machen, daß fast jeder Mensch der darin enthaltenen Kulturwerte teilhaftig werden kann.

Noch sind es erst wenige, die sich in das Neuland der Technik gewagt haben, um auch hier die Knospen der Kultur zu hegen, um Früchte reifen zu lassen, die der gesamten Menschheit zum Segen werden sollen. Es braucht nur an Namen wie Rodin und Meunier, die in ihren Skulpturen den Menschen dem Bereiche der Technik entnahmen, erinnert zu

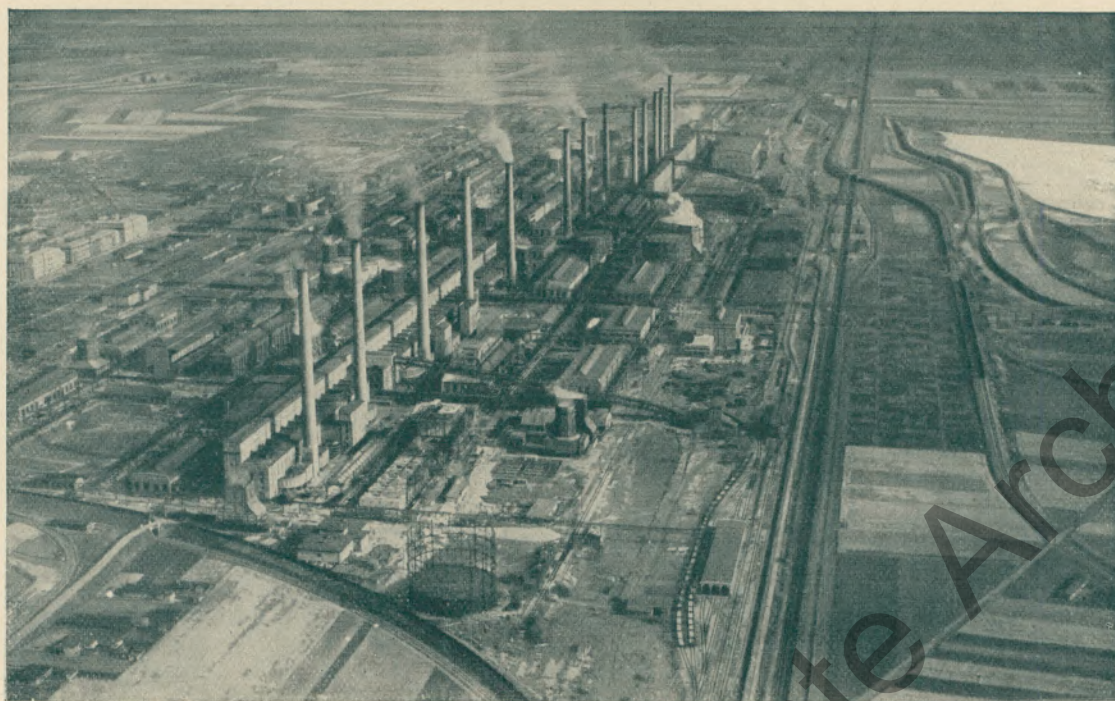
werden. Auch die Dramatik und Musik erfaßte den tiefen Wert, der in der Darstellung technischer Arbeit ruht. Die Radierer und Maler Pennel, Kupferschmied, Kätelhön, Graf, Anker, Kley, die Künstlerin Käthe Kollwitz und andere mehr haben die Motive ihrer Arbeiten der Technik entnommen. Während man früher vor allem Anregungen in der Religion, in der Sagenwelt, in den Kriegen und in Heldenkämpfen fand, sind es heute schon zahlreiche Künstler, die den neuen Stoff zu meistern suchen. Im Verein mit der jungen Dichtung der Technik, bei der Versch, Besch,

Wohlgemuth, Vollmer und viele andere mehr genannt werden müssen, entstehen hier Kulturwerte direkt aus der Technik, die sich auswirken werden zum Wohle aller Menschen, deren Wiege in das Zeitalter der Maschinen zu stehen kam.

Somit stehen wir heute an der Schwelle einer neuen Entwicklung, die mit der unbedingt notwendigen weiteren Vertiefung des technischen Lebens in Wechselwirkung zwischen Technik, Wissenschaft und Kunst immer schönere Früchte reifen lassen muß. Auf diese zu hebenden Kulturwerte aufmerksam zu machen, den berufenen Führern zu kulturellen Taten Einblicke zu geben und die noch schlummernden Kräfte durch die Vermittlung technischen Verständnisses zu wecken, soll der Zweck der schildernden und erklärenden Aufsätze aus der Technik sein. Wenn auch die Aufgaben riesengroß sind, so hat doch die Menschheitsgeschichte gelehrt, daß sich durch die Sammlung und Pflege von feinsten Kulturwirkungen eine Bereicherung von Kunst und Wissenschaft erzielen läßt, die stets eine Erweiterung der Menschenrechte ausgelöst hat.

Denken wir an das Aufhorchen der ganzen Welt, als der erste Zeppelin den Ozean in kurzer Zeit überquerte. Hier schlugen in berechtigtem Stolz die Herzen aller Schaffenden der Technik zusammen, und diese eine Großtat schlug Brücken zwischen Freunden und Feinden. Andere Riesenwerke der Technik, die Bereitung von Düngemitteln aus der Luft, die Verflüssigung der Kohle, die Herstellung von ärztlichen Medikamenten gegen die größten Seuchen und anderes mehr, lassen hoffen, daß die Zeit kommen wird, wo die in der Technik schlummernden Kulturschätze den Menschen zufrieden und stolz machen werden und ihm die Gewißheit geben, ein Schöpfer zu sein an dem Platz, an welchem er steht.





Ammoniakwerk Merseburg (Gesamtansicht, Flugzeugaufnahme).

Salze aus Luft.

Die technische Gewinnung von Stickstoffdüngesalzen aus dem Stickstoff der Luft.

Von Dr. Walter Voigtlaender-Lehner, Ludwigshafen a. Rh.

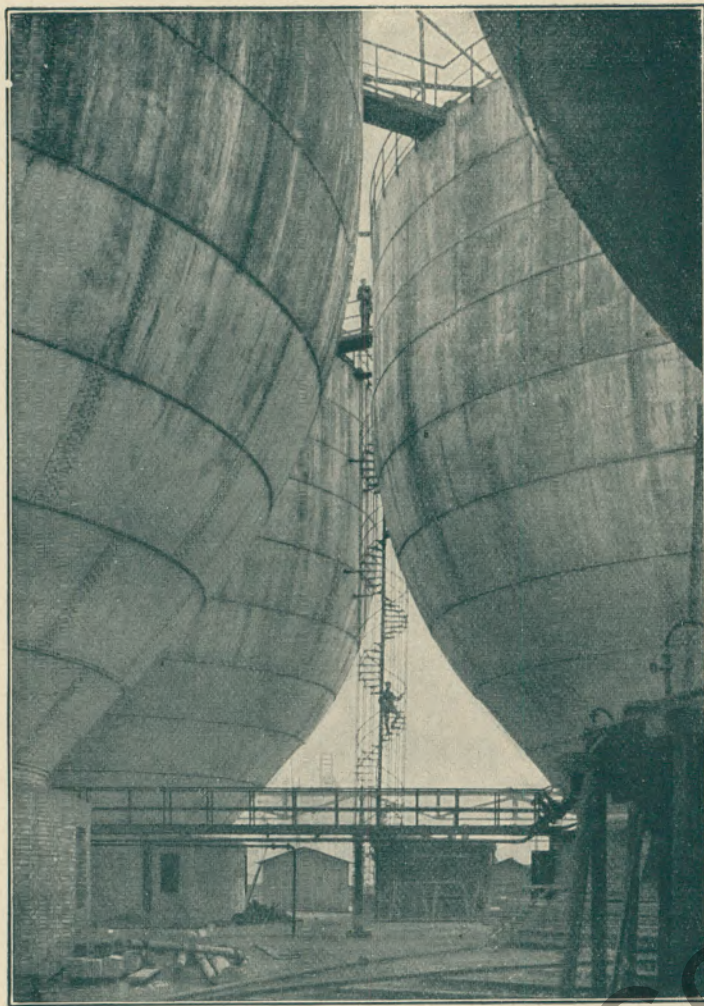
Zu den glänzendsten technischen Errungenschaften der Neuzeit gehört entschieden die Gewinnung von Stickstoffverbindungen aus der atmosphärischen Luft. Diese werden bekanntlich in allergrößtem Umfange von der Landwirtschaft als Düngemittel verbraucht, da sie zum Aufbau des Pflanzeneiweißes unumgänglich nötig sind. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hatte hierfür, außer Stallmist, Guano und sonstigen tierischen Abfallprodukten, der Chilesalpeter und das bei der Entgasung der Steinkohle als Nebenprodukt anfallende schwefelsaure Ammoniak gedient. Leider haftet diesen beiden Produkten ein Mangel an, dem Chilesalpeter ein volkswirtschaftlicher, da sein Bezug in Abhängigkeit vom Auslande brachte, dem schwefelsauren Ammoniak aber die beschränkte Lieferbarkeit, da seine Erzeugung, als die eines Nebenproduktes, von der jährlich vergaften Menge Steinkohlen abhängig war. Diese Nachteile auszugleichen, beschäftigte bald Denken und Phantasie von Chemikern, Technikern und Volkswirtschaftlern. Man hielt Umschau nach einheimischen Stickstoffquellen, aus denen, mit einheimischen Energien und Arbeitskräften, als Düngemittel brauchbare Stickstoffverbindungen im Inlande hergestellt werden konnten. Als unerschöpfliche Stickstoffquelle bot sich die atmosphärische Luft dar, welche bekanntlich zu vier Fünfteln aus Stickstoff und zu einem Fünftel aus Sauerstoff besteht. Die Aufgabe bestand also darin, den Luftstickstoff chemisch zu binden. Drei Verfahren haben sich da als erfolgreich herausgebildet: das in Norwegen ausgeübte Luftsalpeterverfahren, das Kalkstickstoffverfahren und die von der früheren Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh., jetzt J. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, ausgeführte Ammoniakcatalyse nach

Haber-Bosch, nach welchem Verfahren heute die größte Menge Luftstickstoff chemisch gebunden wird. Das Verfahren besteht darin, daß die rein gewonnenen Gase, Stickstoff und Wasserstoff, in einem bestimmten Verhältnis miteinander gemischt und bei hoher Temperatur und hohem Druck der Einwirkung eines sogenannten Katalysators ausgesetzt werden. Dabei verbinden sich immer nur gewisse Teile des Gemisches zu Ammoniak, welches unter Druck, durch Einspritzen von Wasser, herausgelöst wird, während der unverreinigte Teil des Gemisches wieder in den Reaktionskreislauf zurückgeführt wird.

Das ganze Verfahren zerfällt also in drei Teile:

1. Gewinnung und Reinigung der Ausgangsprodukte, also der Gase, Stickstoff und Wasserstoff.
2. Vereinigung von Stickstoff und Wasserstoff zu Ammoniak und Abscheidung des letzteren als Ammoniakwasser — das sogenannte Hochdruckverfahren.
3. Überführung des gewonnenen Ammoniaks:
 - a) in die Ammoniakdüngesalze durch Vereinigung mit Säuren,
 - b) in die Salpeterdüngesalze durch Verbrennen mit Luft zu Salpetersäure und Überführung der letzteren in Salpeterdüngesalze.

Zur fabrikatorischen Ausföhrung wurden die Stickstoffwerke Oppau bei Ludwigshafen a. Rhein und Leuna bei Merseburg errichtet, welche imstande sind, zusammen jährlich gegen 500 000 Tonnen Stickstoff in gebundener Form zu produzieren. Es muß dafür der Stickstoff von etwa 570 Millionen Kubikmeter Luft verarbeitet werden; in Düngesalze umgerechnet bedeutet diese Menge 2 500 000 Tonnen schwefelsaures Ammoniak, zu dessen Transport etwa



Behälter für Ammoniakwasser. Fassungsvermögen je 2500 cbm.

157 000 Eisenbahnwagen zu je 15 Tonnen Traglast erforderlich sind, welche einen Zug von 1430 Kilometer Länge ergeben würden.

Die Stickstoffwerke selbst stellen je einen großen Komplex von ungefähr 400 bis 600 kleineren und größeren Bauten dar. Diese bedecken zusammen etwa 80 000 $\text{Ar} = 3$ Quadratkilometer Grund und Boden. Beide Werke haben eigene, mehrere Kilometer lange Rangierbahnhöfe und sind von Normalspurgleisen, die 60 bis 100 Kilometer Länge besitzen, durchzogen.

Die Art des Verfahrens bedingt die umfangreichste Verwendung von Maschinen aller Art und es sind dafür große Mengen von Kraft verschiedenster Art nötig. Sie dienen vor allem zur Kompression der Gase auf Hochdruck, zur Zirkulation der Gase und Flüssigkeiten, zum Eindampfen, zum Trocknen, Mischen und zum maschinellen Transport der Produkte und Rohmaterialien, zum Antrieb der Arbeitsmaschinen, zur Heizung und Beleuchtung usw.

Die für das Oppauer Werk nötige Energie wird durch Kraftgas und Dampf geliefert, die teils direkt verbrannt, teils in elektrischen Strom umgewandelt wird. Als Kraftgas dient aus Braunkohlenbriketten gewonnenes Generatorgas. Im Leunawerk finden wir in erster Linie Dampfmaschinen und Dampfturbinen.

Dem Oppauer Werk wird durch regelmäßig vom Ruhrgebiet ankommende Kohlen- und Brikettenschiffe der Brennstoff in Gestalt von Steinkohlen, Koks und Braunkohlenbriketten zugeführt. Für die Entladung der Schiffe und die Verbringung der Kohle zu den Verbrauchsstellen sind große Ausladeeinrichtungen und ausgedehnte Hängebahnanlagen von etwa

12,4 Kilometer Länge erstellt. Bei der Errichtung des Leunawerkes ist für die Wahl des Standortes die unmittelbare Nachbarschaft der großen Braunkohlenfelder maßgebend gewesen. Es wurden mehrere große Braunkohlengruben erworben, die den täglichen Bedarf von Tausenden von Tonnen zur Heizung der Dampfkessel mittels eigener Grubenbahn dem Werke zuführen. Durch sinnreiche Sondereinrichtungen werden die Braunkohlen in oberhalb der Kessel angebrachte Sammelbehälter (Bunker) gebracht. Die Länge der Grubenbahn beträgt 24 Kilometer, die Kohlenförderanlage ist etwa 4,5 Kilometer lang.

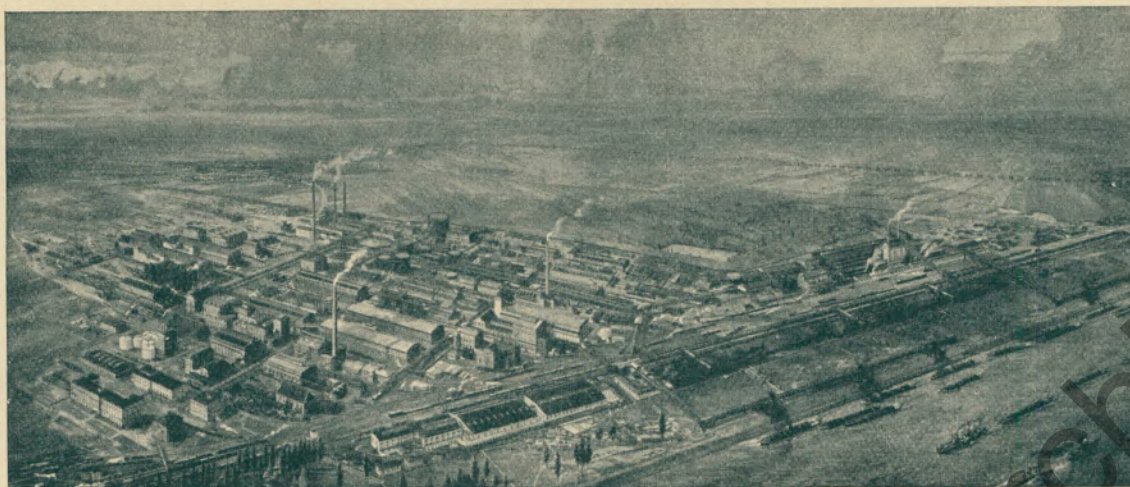
Zum Betrieb der Gasfabrik wird dem Leunawerk Koks aus dem Ruhrgebiet mit der Bahn zugeführt. In Oppau sind vier Kesselhäuser, in Merseburg sieben Kesselhäuser errichtet, die letzteren erstrecken sich auf eine Weglänge von 1,7 Kilometer! In beiden Werken sind große Elektrizitätszentralen vorhanden.

Beide Werke besitzen große eigene Wasserwerke mit gewaltigen Sandfilteranlagen und teilweise besondere Reinigungseinrichtungen, von denen aus das Wasser in die Rohrnetze gepumpt wird, welche die Werke allenfalls durchziehen.

Der Oppauer Verbrauch pro Tag ist 400 000 Kubikmeter, der des Leunawerkes 390 000 Kubikmeter Frischwasser. Im Leunawerk wird ein großer Teil des Wassers nach erfolgter Rückführung wiederholt verwendet.



Kontaktwasserstofffabrik im Ammoniakwerk Merseburg.



Gesamtansicht des Oppauer Werkes.

Die beiden Ausgangsmaterialien des ganzen langwierigen, sinnreichen und verwickelten Prozesses, Wasser und Luft, treten in den Gasfabriken, großen, völlig in Eisenkonstruktion aufgeführten schwarzen Kolossen, in den Fabrikationsgang ein. Und unsichtbar, wie sie eintreten, bleiben sie während des ganzen Verlaufes, handelt es sich doch stets um gasförmige Stoffe, die durch Maschinen unsichtbar in Rohrleitungen zu geschlossenen Apparaten und ganzen Systemen von solchen weitergeführt werden, in deren Innern sich ebenfalls unsichtbar die gewaltigsten chemischen Umsetzungen abspielen. Auch das Endprodukt des Prozesses, das Ammoniak selbst, bleibt uns als Gas noch unsichtbar, nur unsere Geruchsnerven können aus dem stechenden Geruch seiner Lösung in Wasser seine Anwesenheit feststellen. Sichtbar für unsere Augen werden die Produkte erst ganz am Schlusse der Fabrikation, wenn die sinnreichen Transporteinrichtungen das getrocknete Düngesalz nach den großen Silos fördern, wo es

als ungeheure Masse schneeweißen Salzes in Erscheinung tritt. Der ganze Fabrikationsvorgang spielt sich in wenigen Stunden ab, so daß wir der Luft, in der wir eben noch geatmet, einige Stunden später als Düngesalz im Silo wieder begegnen.

Die verschiedenen Düngesalze finden den Schwerpunkt ihrer Verwendung in der Landwirtschaft. Für den Nichtlandwirt kommt wohl nur der Volldünger Harnstoff — Kali — Phosphor in Betracht, der den Stickstoff in einer dem natürlichen Dünger am nächsten kommenden Form gebunden und außerdem auch die beiden anderen Kernnährstoffe Phosphorsäure und Kali enthält. Da diese Nährstoffe den Pflanzen im rechten Verhältnis und leichtlöslichster, also ohne weiteres aufnehmbarer Form geboten werden, hat dieser Volldünger speziell im Gartenbau große Bedeutung erlangt und sich zu Gemüse, Früchten, Blumen und Gartenrasen vorzüglich bewährt.

In welcher Beziehung steht die deutsche Sprache zum deutschen Wesen?

Von Dr. Ulrich Witt, Gelsenkirchen.

Für die unwägbaren seelischen Eigenschaften, die den Charakter eines Volkes bestimmen, ist die Sprache bekanntlich ein feines Meßinstrument. Man hat häufig versucht, die Grundzüge des deutschen Wesens aus der Sprache zu ergründen. Der bekannte Sprachforscher Prof. Oskar Weise gibt in seinem Werk „Die deutsche Sprache im Spiegel deutscher Kultur“ eine sehr interessante Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse. Es ist bemerkenswert, daß schon in der Sprache der alten Germanen die Gemütsseite vor der Verstandeseite in den Vordergrund tritt. Es gibt eine Reihe von Wörtern, wie *treu* und *mild*, *gut* und *böse*, die die Germanen ausschließlich ihr Eigen nennen und in keiner der verwandten indogermanischen Sprachen vorhanden sind. Verstandesausdrücke, wie das mit „kennen“ eng verwandte „kühn“, sind feüh in das Sittliche übertragen, so daß „kühn“, das ursprünglich „erfahren“ bedeutete, bald als „Kampferfahren“ erscheint. „Ersst“ bedeutet im Althochdeutschen noch Kampf, „froh“ hat zunächst die Bedeutung Kampfbegierig, „rüstig“ bedeutet „gerüstet“. „Volc“ heißt im Althochdeutschen „Heerhaufen“, „Herberge“ ist der Ort, wo sich das Heer verbirgt.

Die alten Personennamen haben auch Anklang an Kampf und Waffen, sogar die Frauen führen kriegerische Namen, wofür die Schlachtjungen vorbildlich gewesen sind. Mit dem Stamm „bald“ = kühn sind z. B. 399 altgermanische Namen zusammengesetzt. Auch in den Völkernamen ist „Kriegerisches“ zu finden, so beispielsweise bei den Sachsen, die nach „Sachs“ = Schwert, bei den Langobarden, die als Träger der „Barten“ benannt sind.

Aus der altdutschen Sprache tritt uns eine große Liebe zur Freiheit entgegen. Die deutsche Sprache zeigt im Vergleich zu den romanischen eine größere Beweglichkeit, mit der die ausgesprochene Wanderlust zusammenhängt, die den Germanen eigen ist. So bedeutet „Raft“ das Einhalten auf der Wanderung, das Wegemaß, und das Klugwerden durch Wandern ist den alten Deutschen so selbstverständlich, daß der Ausdruck „erfahren“ von „fahren“ abgeleitet wird. In vielen Redensarten, mit denen Menschen und Dinge angesprochen werden, offenbart sich der Reichtum des deutschen Gemütes. Sehr ausgeprägt erscheint die Treue in der deutschen Sprache, von der schon Tacitus berichtet. Das Beteuerungswort „traun“ bedeutet „in Treue“, und unser heutiges „trauen“ = verheiraten hat die ursprüngliche Bedeutung „auf Treue und Glauben sich jemandem hingeben“.

Die Gabe der Weisung wird in verschiedenen Frauennamen angedeutet, die mit „Runen“ zusammenhängen, wie z. B. Gudrun; denn die Frauen wußten mit den Runen Bescheid, die ihnen Geheimnisse zu raunten. Auch die Verwendung von „linde“ = Schlange zeugt in manchen Frauennamen von der hohen Verehrung, die die Frau genoß, denn die Schlange war für den Germanen ein geheimnisvolles und mit hoher Weisheit ausgestattetes Tier.

Leider fehlen auch die Schattenseiten im Charakter unserer Vorfahren im Spiegel der Sprache, wie Spielwut und Trunksucht, nicht, was die außerordentliche Fülle von Ausdrücken auf diesen beiden Gebieten beweist.

Eine romantische Kohlenindustrie.

Von Dr. Eppermann, Dortmund.

Wenn man an Kohlenindustrie denkt, so verknüpft man mit diesem Begriff die Vorstellung von rauchgeschwängelter Luft und finsternen, sonnenlosen Stöngängen, wo die Arbeit zugleich ein stetiges Ringen mit todbringenden Naturgewalten bedeutet. Es gibt aber auch eine Kohlenindustrie, die sich dem Beschauer wie ein Stück alte Romantik offenbart und sich in unser nüchternes Zeitalter hinübergerettet hat wie ein altes Fachwerthaus unter erdrückende Felskassernen. Das ist die Gewinnung der Holzkohle, die sich als Heimindustrie in manchen Gegenden Deutschlands erhalten hat.

Wer einmal das Glück hat, durch die lichten Nadelholzäler

des Schwarzwaldes zu wandern, kann dort in weltverlorener Einsamkeit ein Märchen erleben, das er wohl als schönste Erinnerung an diese Streifzüge mit heimwärts trägt. Zwischen dicht bestandenem Nadelholz inmitten des Forstes wird plötzlich ein schwarzes Gebilde sichtbar, das einem riesenhaften Ameisenhaufen zu gleichen scheint und aus dunklen Nistern den weißen Rauch zum Himmel bläst. Keine Seele ist weit und breit zu erblicken. Wie ein böser Zwergensput mutet der düstere Koloss uns an, und dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn plötzlich aus dem Dickicht ein uraltes, verhuldetes Männlein heraustritt. An Hauffs

„Holländer Michel“ muß man denken, wenn man diese Erscheinung näher ins Auge faßt. Im rußgeschwärzten Lederwams mit blank verzinneten Messingknöpfen, mit Kniehosen von altertümlichem Schnitt und einem knotigen Stod scheint er ganz in diese Wildnis hineinzugehören. Achtzig Jahre alt ist er; vom Waldbesitzer hat er den Auftrag, eine bestimmte Menge Holz in Kohle zu verwandeln. Der feste Preis, den er dafür erhält, ist lächerlich, aber der Mann ist zufrieden.

Er hat ja, was er braucht: ein kleines Häuschen mit einer Kuh und einem Garten, und Barzelt eigentlich nur, um seine Bedürfnisse nach Pfeisentabak zu befriedigen. Vierzehn Tage lebt er Tag und Nacht im Walde unweit des Meilers in einer Holzhütte. So lange muß er alle zwei Stunden Nachschau halten, ob der schwelende Holzhaufen nicht ins Brennen gerät und seine ganze Arbeit vernichtet. Schaufel und Wasser stehen bereit, um dem Luftzutritt, falls er allzu stark werden sollte, Einhalt zu gebieten und Brandgefahr im Entstehen zu vernichten. Krank ist er im Leben nie gewesen; nur plagt ihn in den letzten Jahren arg das Zipperlein. Bald ist seine Arbeit beendet, die Holzstämme

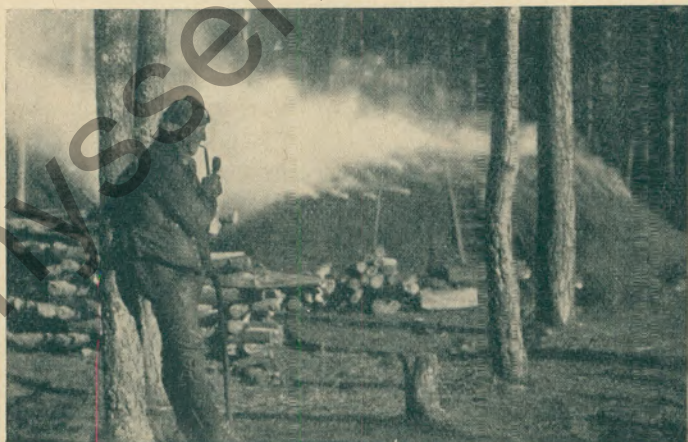
verkohlt, und Arbeiter, Männer und Frauen aus dem benachbarten Dörfchen schleppen die fertige, teils noch warme Holzkohle in Körben fort. So vollzieht sich ein seit Hunderten von Jahren in gleicher Bahn sich traditionell erhaltenes Verfahren, das der Natur abgelauscht ist und mit einfachsten Mitteln seinen Erfolg erzielt. Kein Rezept hat den Alten sein Handwerk gelehrt; sein Vater hat es ihm wieder und wieder gezeigt, und in gleicher Weise pflanzt es sich fort auf seine Nachkommen und weiter auf andere Waldgebiete, bis die Industrialisierung auch diesen Rest alten Hausrats der Natur in ihr allumfassendes Bereich zieht.

Noch aber hat sich diese Art der Gewinnung der Holzkohle ganz nahe am Industriegebiet behauptet. Im Sauerlande, das zwischen seinen zerklüfteten Berghängen noch manche alte Vätersttte hütet, bildet der rauchende Meiler ein nicht selten gezeheenes Bild. Und doch merkt man hier schon allein an der wenig charakteristischen Alltagsstracht die untergehende Tradition. Hier muß das Buchenholz das Material stellen, und es gewährt einen eigenartigen Anblick, mitten durch den dichtesten Laubwald die weißen, eher würzig als unangenehm empfundenen Rauchschwaden gleiten zu sehen. Ihrer alten Tradition sich voll bewußt aber steht un-

weit des brennenden Meilers die Köhlerhütte da. Bis in ihre kleinsten und letzten Teile ist ihr Material dem Heimatboden entnommen; die Tür ein mächtiger Reisigbüschel, der nach Bedarf zur Seite gestellt wird. Das Dach, gleich einem Storchennest aufgebaut, verwehrt Regen und Schnee schon jahrelang den Zutritt; aber frei zieht durch die kreisförmige Öffnung der Rauch der Feuerstelle ab, auf der die Köhler ihr Mahl bereiten und sich auf seitlichen Lagerstätten ausruhen. In eine solche Köhlerhütte mag sich dereinst Karl der Große verirrt haben, als er in der unwirtlichen Wildnis des Sugamberlandes — wie von Sprachforschern der Name Sauerland erklärt wird — jagte. Stolz aber erzählt die Sage von der Gastfreundschaft, die der Köhler dem unbekannten Fremdling angedeihen ließ, und von dem königlichen Lehn, den er dafür erhielt: so viel Land dürfe er sein eigen nennen, als er in einem Tage mit seinem Pferde umreiten könne.



Köhler bei der Arbeit.



Köhler im Schwarzwald.



Köhlerhütte im Sauerland.

Technische Gedenktage.

1. 3. 1832. Ludwig Franzius in Wittmund i. O. geb. Großer Wasserbautechniker.
2. 3. 1830. Samuel Thomas von Cömmerring zu Frankfurt a. M. gest. Ihm gelang es als ersten, am 8. Juli 1809, mit Hilfe der Elektrizität ein Telegramm durch einen Metalldraht zu senden. (Apparat im Reichspostmuseum in Berlin.)
2. 3. 1763. Josef von Uexschneider in Rieden am Staffelsee geb. Große Verdienste um die mathematisch-mechanische Technik.
3. 3. 1847. Graham Bell in Edinburgh geb. Er baute die erste, acht Kilometer lange, brauchbare Telephonlinie (1876) in Amerika. (Der Erfinder des Telephons ist der Deutsche Reis.)
3. 3. 1831. George M. Pullman in Cantonqua County in Amerika geb. Erbaute 1863 den ersten Schlafwagen, wie sie heute noch verwendet werden.
3. 3. 1849. Mathias Koenen in Köln geb. Er wurde der wissenschaftliche Begründer der Eisenbetonbauweise (System Monier).
3. 3. 1882. Alphons Louis Poitevin in Conflans gest. 1855 erfand er den Lichtdruck und den Pigmentdruck, womit er die gesamte moderne Vervielfältigungstechnik in neue Bahnen lenkte.
5. 3. 1827. Marquis Pierre Simon de Laplace in Paris gest. Der berühmteste Mathematiker seiner Zeit. Seine kosmogonische Theorie über die Bildung der Sonne und der Planeten ist das Vollkommenste dieser Art.
5. 3. 1865. Hermann Passow in Halberstadt geb. Erfand 1900 die Herstellung von Zement aus Hochofenschlacke.
6. 3. 1787. Josef von Fraunhofer in Straubing geb. Machte grundlegende Entdeckungen und Erfindungen für die Konstruktion aller Fernrohre, Mikroskope, Objektive usw. Er arbeitete zusammen mit Uexschneider.
6. 3. 1845. Peter Daniel Peres in Solingen gest. Durch seine Arbeiten und Erfindungen wurde die Herstellung der Solinger Stahlwaren bedeutend verbessert.
7. 3. 1809. François Blanchard in Haze in Frankreich gest. 1785 überflog er zuerst in einem Luftballon den Kanal von Dover nach Calais. Er ist der Erfinder des Fallschirms.
8. 3. 1901. Karl Ferdinand Frhr. v. Stumm-Halberg auf Schloß Halberg gest. Großindustrieller. Bedeutende Erfolge auf verschiedenen Gebieten der Saarländischen Industrie.
8. 3. 1796. Barthelemy Prosper Enfantin in Paris geb. Er machte die grundlegenden technischen Studien und die Pläne für die Durchstechung des Suezkanals. Lesseps, der als Erbauer auftrat, war in Enfantins Auftrag nach Ägypten gereist, hat das Vertrauen seines Meisters mißbraucht und sich die Pläne angeeignet.
8. 3. 1917. Graf Ferdinand v. Zeppelin in Berlin gest.
9. 3. 1821. Karl Abraham Gerhard in Berlin gest. Große Verdienste um die Hebung des märkischen Eisenhüttenwesens sowie um das Salinenwesen. 1775 goß er die ersten eisernen Kanonen „über die Querstange“. Er legte den Grund zur Bergakademie in Berlin.
9. 3. 1838. Heinrich Lanz in Friedrichshafen am Bodensee geb. Die Erzeugnisse seines großen Maschinenwerkes in Mannheim sind auf der ganzen Welt bekannt.
10. 3. 1810. Henry Cavendish in London geb. Er hat die gleichmäßige Zusammensetzung der Luft nachgewiesen und entdeckt, daß das Wasser aus zwei Elementen, aus Sauerstoff und Wasserstoff, besteht.
10. 3. 1896. Otto Lilienthal bei Rhinow in der Mark mit seinem Flugzeug für Gleitflüge abgestürzt. Er hat mit seinen Versuchen wichtige Anregungen gegeben. Auch der Steinbaukasten für die Jugend ist seine Erfindung.
11. 6. 1916. Erasmus Darwin Leavitt in Cambridge (Mass.) gest. Hervorragender Konstrukteur auf dem Gebiet der Pumpenanlagen.
11. 3. 1806. William Thomas Mulvany in Dublin geb. Große Wirksamkeit auf dem Gebiet der Erschließung der Ruhrkohle. Mitbegründer des Langnamvereins und der Nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller. Vorkämpfer des Binnenlandkanalwesens. Sein Wohnsitz war Düsseldorf, wo er auch 1885 starb.
13. 3. 1733. Josef Priestley in Fieldhead (Engl.) geb. Gleichzeitig mit Scheele entdeckte er den Sauerstoff. Das Kohlenoryd stellte er 1799 in reinem Zustand her, den Lavoisier bisher nur unrein erhalten hatte.
14. 3. 1860. Ritter Karl von Cbega in Wien gest. Erbauer der Semmeringbahn. 1854. Er verwandte Reibungslokomotiven, weil er die Seilbahnen für unsicher und nicht genügend leistungsfähig hielt.
17. 3. 1834. Gottlieb Daimler zu Schorndorf (Württemberg) geb. Er gab 1852 dem Benzinmotor brauchbare Gestalt. 1886 erbaute er vierräderige Kraftwagen mit 1½ PS-Motor und Reibkuppelung; Höchstgeschwindigkeit 18 Kilometer.
18. 3. 1890. Johann Georg Halske in Berlin gest. Gründete 1847 mit Werner Siemens die Telegraphenbauanstalt Siemens & Halske.
18. 3. 1858. Rudolf Diesel in Paris geb. (von deutschen Eltern). 1897 erbaute er den berühmten Dieselmotor, der billiges Kùböl verbrennen konnte.
19. 3. 1888. Thomas Russell Crampton in London gest. Hervorragender Lokomotivkonstrukteur. Stellte das erste unterseeische Kabel Calais—Dover her.
20. 3. 1878. Robert Mayer in Heilbronn gest. Seine hervorragende und grundlegende Arbeit „Über die quantitative und qualitative Bestimmung der Kräfte“, wodurch er das fruchtlose Suchen nach dem Perpetuum mobile endgültig beseitigte, wurde in „Poggendorfs Annalen“ zurückgewiesen. Von ihm stammt das Wort: „Wahrlich, ich sage euch, eine einzige Zahl hat mehr wahren und bleibenden Wert als eine kostbare Bibliothek von Hypothesen.“
23. 3. 1752. Friedrich Wilhelm Graf von Reden in Hameln geb. Begründer der oberschlesischen Eisengroßindustrie mit Hilfe englischer Fachleute. 1802 gründete er die erste Hütte, die statt Wasser die Dampfkraft verwandte.
27. 3. 1820. Johann von Zimmermann in Papa (Ungarn) geb. Konstruierte Werkzeug- und Holzbearbeitungsmaschinen von vollendeter Genauigkeit. Schuf als erster Fabrikanlagen mit Galerien und fahrbarem Laufkran.
31. 3. 1840. Sir Benjamin Baker in Londu (England) geb. Großer Brückenbauer. Verfasser von zwei bahnbrechenden Arbeiten: „Weitgespannte Brücken“ und „Die Festigkeit der Stäbe“.

v. W.

Das Erste und Wichtigste im Leben ist, daß man sich selbst zu beherrschen sucht, daß man sich mit Ruhe dem Unabänderlichen unterwirft und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas ansieht, woraus das innere Wesen und der eigentliche Charakter Stärke schöpfen können.

W. v. Humboldt.

Beethoven.

Von Prof. Dr. Richard Specht, Wien.

Dies ist Beethovens höchste Kraft: daß es hundert Jahre nach seinem Tode immer noch keine Nachwelt für ihn gibt, nur Mitwelt, daß wir das Drama seiner Musik so unmittelbar miterleben, als wären wir die Zeugen seines ersten Ablaufs gewesen; nichts von der ungeheuren Menschlichkeit, die hier Klang geworden ist, tongewordene Seele, tongewordenes Wissen um das Geheimnis der Welt und die Tragödie aller Kreatur — nichts davon ist verdampft oder versteinert. Es lebt wie am ersten Tag. Und herrlich wie damals.

Diese Musik bedarf keines historischen Mittlers, keiner Besonderheiten der Einstellung, keiner Pietät vor dem „Klassischen“, keiner künstlichen Perspektive zur Erkenntnis ihrer gewaltigen Mäße. Sie lebt und herrscht in der gleichen gewaltigen Unabhängigkeit, in der ihr Schöpfer, der Freieste von allen, gelebt und geherrscht hat. Er hat zu jedem Schicksal, nur zu keinem niedrigen und armseligen, ja gesagt, hat es auf sich genommen mit allem Mut eines geprüften Herzens und einer hohen Seele und hat es durch Gestaltung gemeistert; dieser Mut ist seine Größe, denn er bedeutet die Verabschiedung alles Spielerischen und alles ungeistig Sinnlichen, das Bekenntnis zum erwählten, leidenswürdigen Menschen und seiner Liebeskraft, die Abkehr von einer gleichgültigen, fremden Welt und die Einkehr in sich selbst, in die tönende Einsamkeit. Zum erstenmal ist die Musik nicht seliges oder schwermütiges Spiel, anmutiger Wechsel rhythmischer Arabesken, verführerischer Formenteiz. Zum erstenmal wird der ganze Mensch zu ihrem Inhalt, das Ohr nur mehr der Vermittler von Seele zu Seele. Musik als Offenbarung . . . Er hat es selbst ausgesprochen, daß sie der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, die er aber nicht zu fassen vermag. Und hat gesagt, daß jeder Gedanke in der Musik in innigster, unteilbarster Verwandtschaft mit der Gesamtheit der Harmonie sei. Für ihn war die Musik, die aus ihm flutete, ein Stück Welträtsel, Frage und Antwort zugleich, kosmischer Laut, tönender Beweis für die Gottheit, die sich hier unmittelbar verkündigt.

Deshalb konnte er nicht mehr so schaffen wie die Meister vor ihm. Auch in ihren Klängen gibt es Momente, in denen man das Herz der Welt schlagen zu hören und dem Geheimnis des Lebens näher zu sein meint. Aber es blieben vereinzelte Momente — und vielleicht sind es ihre irdischsten. In Bach, Haydn und Mozart hat die Gottheit musiziert. In

Beethoven musiziert der Mensch, oft in Auflehnung gegen die Gottheit, anklagend, hadernd, anbetend, aufrufend und schließlich demutvoll und wissend. Ein Weg ins Metaphysische; das mannhaft unabhängige, trostige Weltkind wird zum Überwinder. Das spricht aus den neun Symphonien, aus der Phantastik der Klaviersonaten, der Intimität seiner erschütternden Tagebuchblätter, die seine Quartette bedeuten — zumal den „letzten“ in ihrer Enttäuschtheit, ihrem bizarren Humor, ihrer Andacht und Feierlichkeit, ihrem überirdischen, aufs letzte verdichteten Ausdruck. Höchste Innerlichkeit bei äußerster, vielfagender Knappheit.

Er ist der Einheitlichste von allen und der Widerspruchsvollste. Einheitlich schon in der unerhörten erweiterten, aber mit ho-

mogonem, nicht mehr aus bunt aneinandergereihten Einfällen belehrendem Inhalt erfüllten Form: alles wird zum Organismus, entwickelt sich aus einem einzigen Keim, wächst stürmisch empor und wird trotz maßlosem, innerem Aufruhr zu Maß und Strenge gebändigt und aller Willkür entrückt. Das gilt vom Menschen Beethoven ebenso wie von seinem Werk. Auch hier Einheit von Musik und Leben, Selbstbändigung eines Ungezähmten, Bezwingung aller Leidenschaft und alles Widerspruchs zu ethischer Schönheit. Der Improvisator wird zum Formenmeister, der Barbar zum Klassiker, der unbürgerliche Revolutionär zum Träger höchster sittlicher Würde; und bleibt doch bis zum Ende voll Trost und Leidenschaft und Phantasie und humoristischer Barbarei. Einheit von Musik und Leben und menschlichem Wesen, das zyflo-



Bavaria-Verlag

Beethoven.

Radierung von Prof. Kolb.

pisch, knurrig, ungebändig lustig, tragisch einsam war, voller Gelächter und Scham, im Widerstreit mit den verachteten Plattheiten des Alltags, siegreich nur, wenn er die Flucht in sein Klangreich ergriff, sonst nur zu oft verzagt, preisgegeben, mißbraucht in seiner wilden Gutmütigkeit und Naivität, die dabei voll stolzer Ehrenhaftigkeit war, bei aller Unbedenklichkeit in geschäftlichen Dingen, besonders im Verwerfen seiner Werke, oft von überwältigender Unschuld in aller Tragwürdigkeit — niemals aber, in keinem Augenblick, auch im Banalsten und Kleinsten nicht klein oder banal. Er war jenseits von allem bürgerlichen Glück oder Unglück, war auch im Verzicht auf Liebe und in der grauenvollen Heimsuchung seiner Erlaubung immer der heroische Künstlermensch, von tragischem Enthusiasmus aufgepeitscht, das größte Herz und der freieste Geist. Und bei allem Leid, allem Abscheu gegen die Bedientenseelen, also gegen die

Mehrzahl der Menschen, wird seine Musik, vor allem seine Symphonik, immer mehr zum Ruf der Verbrüderung, zu gemeinsamem Dienst am Hohen.

Erkennt man ihn in seinen Tönen? Zum erstenmal wird die Musik aus der begrenzten Enge ins Unermeßliche geführt, sammelt nicht nur mehr eine kleine frohe Gemeinde, sondern die breite Menge, und auch diese wird gleichsam zur Repräsentantin der ganzen Menschheit, deren größter Sendbote zu ihr spricht. Die Ausweitung des Symphonischen, im Gegensatz zu seiner immer mehr zur Auslese, zur Intimität, zur äußersten Verdichtung gelangenden Kammermusik, bedingt schon räumlich Wirkungen, die der Monumentalität des Tonmerks entsprechen. Die vornehme Abgeschlossenheit weicht einer umfassenden Gemeinschaft, der hier die stärkste Botschaft ihrer Zeit und ihrer Geistigkeit vermittelt wird, einem Massenmeeting zur Befräftigung des höchsten ethischen und künstlerischen Vermächtnisses, das je ein Künstler der Welt geschenkt hat. Eine Wechselwirkung, in der etwas Gleichnishaftes liegt.

Besteht keine Gefahr, daß dieses Vermächtnis durch mißverstandene Pietät zu Schaden kommt? Daß all diese Werke, die uns teuer sind in ihrem Geist und ihrem Willen zur Vollkommenheit, in der Macht ihres Herzschlages, der Größe und Pracht ihrer Eingebung und ihrer architektonischen Harmonie, als inspirierte Musik, als sittliche Tat, als Hüter der Lebensgesetze und als Befreier von allem schulhaften Zwang, als Trost und Befräftigung, als Aufruf aus aller trägen Behaglichkeit zur Unrast und Unzufriedenheit schöpferischen Vorwärtsdringens, als Höhepunkt und als stolze Rechtfertigung der Menschheit, die in solchem Besitz gar nicht mehr in Grausamkeit, Selbstsucht, Besitzgier und — all die schamlosen Erbärmlichkeiten hätte zurücksinken können, wenn nicht nur die Wenigen dieses Besitzes inne wären — daß diese Werke durch Häufung der Wiedergabe in ungesittlich mangelhaften Aufführungen während der Feste dieses Beet-

hoven-Jahres gefährdet werden, daß Abstumpfung, ja Überdruß an die Stelle der wundervollen Gewißheit einer höheren Welt und eines wahren Lebens treten, die diese Schöpfungen dem Empfangenden geben, und die fortan gegen alle Arm-seligkeiten des Daseins feht? Wäre es nicht am Ende, so paradox es klingt, Beethovens Wesen angemessener — wo man ihn in diesem Jahr nicht durch ausermählte, offenbarende Interpretationen seiner Musik feiern kann —, ihn vor der Gewöhnung, dem schlimmsten Kunstfeind, zu bewahren? Laßt in seiner Todesstunde fünf Minuten lang in der ganzen Welt Schweigen und Gedenken gebieten. Es wäre die seiner würdige Feier.

Keiner war solch einer Feier, in der die Welt den Atem einhält, werter als er. Keiner hat den Namen des Künstlers reiner getragen. Sein ungebärdiges Ringen zum Höchsten, sein wildes Unabhängigkeitsgefühl, sein königlicher, unbeugsamer Stolz, die damit am Werk und die bewahrende Kraft zur Vollkommenheit, seine sittliche und geistige Größe und die Tragik seiner ganzen Existenz — all das spricht stärker zu uns als das Wesen irgendeines anderen, spricht als Begeisterung eines Lebenssinns und als Beispiel wahrhafter künstlerischer Mission so unmittelbar, daß eine Totenfeier für diesen Überlebensgroßen zu einem einzigen Hymnus an das Dasein werden sollte. Denn dies ist Beethovens Ungeheuerstes: die Zeitlosigkeit seiner Wirkung. Er ist nicht an die Stunde gebunden, nur an die Jahrhunderte. Weil er wie keiner das ewig gleiche Menschenschicksal und all seine Urgründe dazu gestattet hat. Und weil er wie keiner das Beispiel gegeben hat, das uns und das aller Zeit not tut: das Beispiel des Ungebeugten, des Mannes in seiner Größe, der alles Leid durch Geistwerden, durch Musikwerden bekräftigt und zum Daseinswert umschafft. Und der es gezeigt hat, was das Höchste bedeutet: einsam zu werden, um der Gottesstimme würdig und bereit zu sein und doch der Erdenstimme in zornigem Erbarmen hellhörig zu bleiben.

Harmonie der Sphären.

Ein musikalisches Märchen von Otto Ernst.

Hans von Bülow war soeben gestorben und nun bereits auf dem Wege zum Himmel. Mit ganz kurzen Schritten schnellte er sich durch den Weltraum.

Er horchte auf: die Harmonie der Sphären!

Er neigte das Ohr. Plötzlich streckt er gebieterisch die schwarz behandschuhte Hand aus: „Der Stern da ganz hinten — der kleine blaue — höher das Gis!“

Als seinem Ohr Genüge geschehen war, schritt er mit einem zufriedenen Lächeln weiter, mit so einem anerkennenden Imperatorenlächeln, das Hunderttausende beglücken kann. Die Sterne leuchteten ordentlich auf und gaben sich doppelte Mühe.

Ob man ihn droben einlassen würde? Hm! Jedenfalls war er unsterblich; ob im Himmel oder in der Hölle — was macht das schließlich aus?

„Hans von Bülow, Hofpianist Seiner Majestät des Deutschen Volkes“, stellte er sich bei Petrus vor.

„Kenn' ich nicht!“ knurrte Petrus und holte aus einem riesigen Bücherregal den dreiundneunzigtausendsten Band des „Universum“: „Buchholz bis Bullerjahn“.

„Unmusikalischer Mensch!“ schnauzte Bülow vor sich hin, indem er nervös auf und ab trippelte.

„Legitimation?“ brummte der Heilige weiter.

Jetzt aufs höchste belustigt, fing Bülow plötzlich an, wie ein Hahn zu krähen.

„Was soll das?“ fragte Petrus.

„Die Musik, mein Herr, die Sie kapieren. Sie gewohnheitsmäßiger Meisterverleugner! Am Ende schlagen Sie mir noch 'n Ohr ab. Adieu!“

Raschen Schrittes ging er durch die Himmelstür und ließ den grenzenlos verblüfften Tormart stehen.

Im Himmel war gerade Hauptprobe zu einem Abonnementskonzert. Am Dirigentenpult stand irgendein obskurer Hofengel, den Kopf in die Partitur der „Croika“ vergraben und in die blaue Himmelsluft hineinkaktierend.

Bülow hatte sich ungeduldig eine Zigarette angesteckt und hörte den ersten Saß zu Ende.

„Bravo, meine Herren, bravo,“ rief er, leis in die Hände klatschend, „das nennt man Propaganda für die Hölle machen.“

Die Künstlerschar brach in einen Sturm der Entrüstung aus. Gerade war man im Begriff, den kecken Mann mit dem dünnen Knebelbart durch einen Diener hinausführen zu lassen wie aus einer Hofoper, als der liebe Herrgott erschien. Diesem wurde der unerhörte Vorfall berichtet.

„Mein lieber Hans — oder Hanusch? — oder Janos? — oder wie?“ fragte der Herrgott mit einem feinen Lächeln.

„Hier bitte Johannes!“ erwiderte Bülow, auch mit einem göttlich-feinen Zug um die Mundwinkel.

„Also, mein lieber Johannes, was gefällt dir denn an meinem Orchester nicht?“

„Die Musik, Majestät; das andere ist ganz gut.“

„Na na na, Bülow, deine scharfe Zunge mußt du hier besser im Zaume halten“, versetzte der himmlische Vater etwas ärgerlich. „Deine Ohren sind zu grob für die himmlische Musik!“

„Pardon, Majestät,“ stieß Bülow hervor, in höchster Erregung auf und ab laufend, „Ihre Autorität in Ehren — ich lasse mir alles gefallen — aber auf mein Ohr — auf mein Ohr laß ich nichts kommen — das ist über jeden Zweifel erhaben —“

„Nun nun, schon gut,“ lenkte der Herr mit himmlischer Gutmütigkeit ein, „es war nicht böse gemeint. Stolz lieb’ ich das Genie. Nun steig du mal hinauf und laß die „Croiika“ spielen!“

Das ließ sich Hans nicht zweimal sagen. Während der Herr sich entfernte, um dem Sohn und dem Heiligen Geiste von dem bevorstehenden Genusse Kenntnis zu geben, bestieg der kleine Mann das Podium, um einzustudieren.

Und seltsam — sobald er nur den Stab erhoben hatte und den Blick gebietend umhergehen ließ, war alle Entrüstung und Widerspenstigkeit aus den tiefgekränkten Künstlerseelen gewichen; die Cellisten lechzten förmlich in freudiger Spannung, ihr Allegro con brio hinausstoßen zu können; die Oboisten bliesen in süßeliger Erwartung die Backen auf — und dann ging’s los. Hei, wie das Allegro mit behender Wucht dahinsagte —: alles fühlte plötzlich im ganzen Körper, in jedem Haar und Nagel das große Glück des Rhythmus: der eine das sieghaft schwellende Gefühl, Rhythmus zu geben, die andern das schweigend wohlige Gefühl, ihn zu empfangen.

Ja, einige weibliche Engel unter den Zuhörern konnten der Versuchung nicht widerstehen, sich aufzuschwingen und paarweise im Dreivierteltakt „einmal herum“ zu fliegen.

Hans lachte still übers ganze Gesicht. Plötzlich schlug er scharf aufs Pult, und die Musik riß ab. Schweigend und mit schnellen Schritten drängte er sich durch die Reihen der Musiker, trat an das Pult eines Violoncellisten und legte diesem die Hand auf die Schulter.

„Junger Mann,“ sagte er, „Sie greifen selbst für himmlische Verhältnisse noch zu hoch. Mäßigen Sie Ihr Temperament! Bitte diese drei Takte mal allein.“

Und dann ging es weiter, immer besser, immer reiner und schöner, und nach dem vierten Takte drängte Bülow sich wieder durch die Reihen, in einer anderen Richtung, um einem Manne der Flöte recht kräftig die Hand zu schütteln.

Mittlerweile hatten sich die Allerhöchsten Herrschaften und der ganze göttliche Hofstaat versammelt. Bülow musterte

sein Publikum mit so ruhig-festen Blicken, als ob er die himmlischen Abonnementskonzerte schon seit Erschaffung der Welt dirigiert hätte. Schon wollte er nach dem Stabe greifen — da plötzlich wandte er sich mit einem kurzen Ruck dem lieben Herrgott zu.

„Verzeihung, Majestät — wo ist Beethoven?“

„Wo alle unverbesserlichen Demokraten sind: in der Hölle.“

Mit einem Satz war Bülow vom Podium herunter, um dem Ausgang des Himmels zuzueilen.

„Halt — wohin?“ rief der Herr.

„In die Hölle!“ sagte Bülow trocken.

„Und was da?“

„Dem Teufel zu seinem Geschmack gratulieren.“

„Hans, Hans!“ rief der Allmächtige, indem er den Finger drohend erhob. „Vorläufig hast du hier zu bleiben und die „Croiika“ zu dirigieren; ob ich dann nachher dich in die Hölle schicke oder — Beethoven heraufhole“ (hier lächelte der Herr ein schalkhaft verheißungsvolles Lächeln), „das wird sich finden.“

„Meine Herren,“ sagte Bülow (da stand er schon wieder an seinem Pult), „meine Herren: wir spielen für Beethoven.“

Er sagte das schlicht, nachdrücklich, mit einem großen Blick ins Orchester — hinter diesen Worten lag etwas Selbstverständliches, Heiliges, das plötzlich in jeder Brust verschwiegen und gewaltig hervorquoll — und der Stab des Kapellmeisters schlug mit festem Schläge den Es-Dur-Alford heraus.

Und Hans von Bülow war im ersten Satz wieder der jugendlich stürmende Held, der er noch gewesen, als er auf Erden zuletzt die heroische Sinfonie dirigiert hatte, der starke hochgemute Feuergeist, der mit geballten Fäusten die drohend gewaltige Wucht der Sforzati herausgehämmert hatte, der sein Leben lebte — allegro con brio.

Und die Konsequenz eines solchen Lebens heißt Marcia funebre — der Trauermarsch hinter dem Sarge her, in dem die tausend Hoffnungen und Entwürfe, die Illusionen von der schönen Welt und den schönen Menschen zu Grabe getragen werden. Und Hans von Bülow kennt die versunkene einsame Trauer, in der ein Großer sein Leid in scheuen, weichen Tönen vor sich hinspricht, das Ohr abgewendet von dieser Welt, den himmlischen Oboen und Flöten horchend, die die Seele locken, still und groß emporzuwachsen zur begeisterten, schmerzgeweihten Kraft.

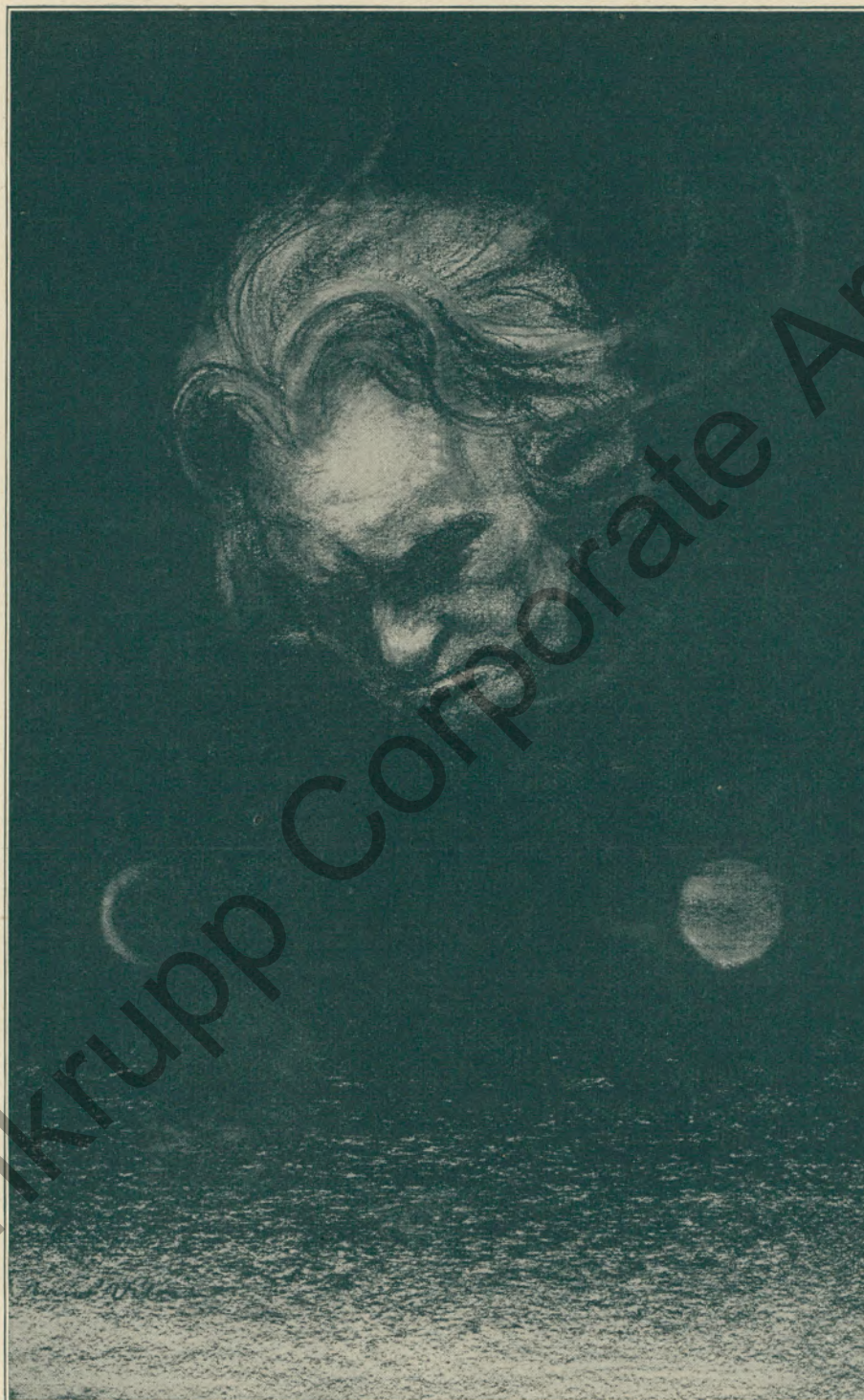
Und wie in die Schatten der einsamen Kammer eines Tages unverhofft ein Sonnenschein hereinhüpft, so springt plötzlich und unverhofft eines Tages die Lebensfreude ins Zimmer und tanzt mit rosig-durchsichtigen Füßchen zu Geigen und Oboen ein flimmerndes Staccato. So berückend dreht sie sich um sich selbst, so neckisch süß wiegt sie sich in den Hüften, daß alle Sinneskraft von neuem heiß in uns erschwillt und in unserer Erinnerung hell und fröhlich das Jagdhorn klingt aus verrauschten Jugendentagen.

Aber dann der vierte Satz — was ist das? — Eine Melodie steigt auf, sanft und weich, fast ein Hauch, ein Säuseln nur — aber du fühlst es: dahinter kommt der Sturm gegangen.

Immer gewisser wird es, daß er kommt, immer deutlicher kündigt er sich an. Alles tritt scheu zurück, um Platz zu machen der großen Glut.

Und nun — nun kommt sie, und seine breiten brausenden

rot und heiß und das Herz hämmern macht. Und da es still geworden ist, blicken wir mit stillem, weit geöffnetem Auge auf ein breites, silbernes Meer, und durch alle Herzen wandelt schweigend das Wort: Es ist nichts außer der Liebe. — — —



Wogen wälzt das Meer der Liebe daher, ertränkend alles Kleine und Gemeine, die Bosheit adelnd durch einen schönen Tod.

Wie oft wird von Liebe gesprochen, wie oft ihr Name gerufen. Aber nur selten, ganz selten spricht sie selbst. Hier spricht sie. Mit vollem, tiefem Atem stößt sie ihr flehendes Gebot heraus, mit solchem Atem, wie er uns Menschen die Wangen

Die Engel hatten mit zuckenden Gesichtern zugehört; nun ging durch den ganzen Himmel ein großes, seliges Weinen. Und Gott sprach: „So habe ich den Beethoven noch nicht gekannt.“

Hans von Bülow stand schon vor ihm. „Nun werde ich ihn wohl holen dürfen?“

Und der Herr nickte schweigend.



Roman von Lu Volbehr.

II.

(Nachdruck verboten.)

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Die Firma Justus Dettenborn, ein altes angesehenes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Dettenborn fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein. Sein Bruder Johannes, Teilhaber eines angesehenen Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, seine Stellung aufzugeben, als der Ruf an ihn ergeht: Schiff in Not! Felix beraumt eine Familienzusammenkunft an, um vor dem Eintreffen seines Bruders Johann den übrigen Mitgliedern der Familie die verzweifelte Lage des Hauses Dettenborn zu schildern.

Frau Geheimrat Anselma Dettenborn trug nicht mit Unrecht im Kreis ihrer Familie und näheren Bekannten den Beinamen „Fürstin“. Wie sie um die Mittagsstunde die breite Treppe herunterstieg, die von der Etage, auf der die Schlafräume lagen, zu den Gesellschafts- und Wohnräumen im Parterre führte, im schwarzen Kreppgewand, die Witwenschnepper auf dem sehr üppigen aschblonden Haar, mit dem Ausdruck innerer Harmonie und äußeren Behagens im Gesicht, noch ohne Runzeln und Falten, war sie wirklich eine würdige Repräsentantin eines großen angesehenen Kaufmannshauses. Eines Hauses, dessen Schiffe seit Generationen stolz und sicher auf den Weltmeeren geschwommen, das in allen Weltteilen seine Vertreter gehabt. Frau Anselma war eine Frau, die gewohnt gewesen, an ihrem Tisch Gäste aus aller Herren Ländern zu begrüßen, die niemals etwas erfahren von Tagesorgen und Mühen.

Natürlich war noch keines der Kinder im Salon. Auch Alfred nicht, auch nicht Gabi. Die beiden hatten doch wahrlich nicht die Entschuldigung, daß Geschäfte sie zurückhielten, wie die anderen Geschwister, leider auch Justine.

Frau Anselma seufzte auf, und die Falte vertiefte sich über den Brauen. Es bedurfte der ganzen Zärtlichkeit Alfreds, ihres Lieblings, der als Erster endlich kam, es bedurfte seines freundlich-weichen Streichelns über ihre Stirn, um die kleine Falte zu ebnen.

„Gewiß, Mutchen, es war sehr rücksichtslos von mir, dich warten zu lassen. Aber sieh, beste der Mütter, ich habe wirklich nur an dich gedacht, und nur für dich verspätete ich mich. Heute abend sollst du etwas auf deinem Zimmer finden. Und Gabi, die zausen wir an ihren aschblonden Zöpfen —“

„Das möchte euch schwer fallen!“ Lothar trat vor Gabi in das Zimmer, die im letzten Augenblick den Mut verlor, so ohne weiteres in das Zimmer vor die Augen der Mutter zu treten.

„Komm nur herein, Gabi!“ forderte Lothar die Schwester auf.

„Mein Gott, was ist denn?“ fragte nervös Frau Anselma. Sie wandte sich nach der Tür.

Aber da hatte Alfred die Schwester schon an den Händen hereingezaogen.

„Donnerwetter, Mädel, schaust du hübsch aus!“

Alfred sah ganz entzückt auf die verwandelte Schwester.

„Ach, Mutchen, es ist wirklich nicht so schlimm —“. Gabriele machte sich von Alfred los und eilte auf die Mutter zu und umschlang sie mit ihren festen jungen Armen, und von den goldblonden Haaren des Mädchens ging eine Wolke von Duft aus, so daß Frau Anselma, die in ihrem ganzen Leben nie ein anderes Parfüm an sich gebracht als kölnisches Wasser, der Atem benommen wurde.

„Aber Gabi!“ Mehr brachte sie für den Augenblick gar nicht hervor. Und es war sehr gut, daß die anderen Geschwister erschienen und gleichzeitig der Diener die Flügeltüren zum Familienspeiseraum öffnete.

Frau Geheime Kommerzienrat Dettenborn hätte es sich nie verziehen, wenn sie je in Gegenwart eines Dieners intime Dinge besprochen hätte.

Justine hatte nur einen flüchtigen Blick auf die veränderte Schwester geworfen, dann auf die Mutter.

Frau Anselma Dettenborn strich sich seufzend über die Stirn, als sie sich nach der Mahlzeit von ihrer alten Jungfer, der Böttner, ein bequemes Hausgewand überziehen ließ.

„Als ob ich heute nicht schon genug gehabt — Gabriele mit gefärbten Haaren! Sie sieht gar nicht mehr aus wie eine von uns. Böttner, was sagen Sie dazu? Haben Sie Fräulein Gabi schon gesehen? —“

Und nun soll auch heute noch nach dem Geschäft eine Familienzusammenkunft sein! — Ich bitte Sie, Böttner, diese Familienzusammenkünfte! Ich habe immer Angst davor. Herr Felix soll doch alles so machen, wie es recht ist! Was braucht er denn Familienzusammenkünfte!

Was hat meine Tochter, Frau Hesselbach, am Telephon gesagt?

Daß sie kommt? Natürlich, die gute Elisabeth kommt doch immer. Das weiß ich, sie würde die interessanteste Sitzung schwimmen lassen, wenn es sich um eine Familienzusammenkunft handelt! Sie fühlt sich eben immer noch als eine Dettenborn, eigentlich ist sie nun doch eine Hesselbach! Aber das kommt davon, daß sie keine Kinder haben! Was ich übrigens gar nicht begreifen kann. Drei Jahre sind sie schon verheiratet!

Die Böttner sagte nichts dazu. Frau Geheimrat war wirklich oft ein wenig seltsam. Die Hesselbachs würden schon Kinder bekommen, wenn sie sie haben wollten. — — —

Am Nachmittag fand sich dann wirklich die ganze Familie zusammen im großen Empfangsalon.

Diesmal ließ Frau Anselma auf sich warten.

„Wissen Sie, Böttner, man muß die jungen Leute zur Pünktlichkeit erziehen, Friedrich soll herauftelefonieren, wenn sie alle versammelt sind.“

Während Frau Anselma wartete, denn schließlich mußte sie doch auch da warten, ging es im Salon sehr lebhaft zu.

Nun, Frau Elisabeth Hesselbach geb. Dettenborn hatte wirklich allen Grund, ihrer Empörung über die jüngste Tat der jüngsten Schwester Ausdruck zu geben.

„Lächerlich machst du die ganze Familie! Wie eine Komödiantin, um nicht einen schlimmeren Vergleich zu gebrauchen, siehst du aus!“

„Um so schlimmer, da das Gör wirklich verteuftelt hübsch aussieht!“ warf Lothar dazwischen, den die Empörung der Schwester mit der langweiligen Familienliste versöhnte.

Alfred hatte Gabriele in die Fensternische gezogen.

„Gabi, also heute abend sind wir bei Frau Esther Winter: Italienischer Abend!“

„Wird's Mutter auch erlauben?“ fragte Gabi ein wenig ängstlich; ein sehr gutes Gewissen hatte sie nicht.

„Laß mich nur sorgen!“

„Hübsch? Na danke!“ schalt Elisabeth weiter. „Auffallend, unpassend! Hübsch! Geschmackssache!“

Aus den Worten klang doch der Neid der nicht sehr reizvoll wirkenden Frau der jüngeren, wirklich hübschen Schwester gegenüber. Zu klug, dies nicht selbst zu fühlen, rettete Frau Elisabeth sich aus dem Einzelfall in das Allgemeine. Sie fand jedes Vorgehen an der Natur kulturlos, gewöhnlich, vornehmer Menschen unwürdig.

Als Felix eintrat, war die erste Frage an Justine, ob sie schon dafür gesorgt, daß die Zimmer für Johann instandgesetzt würden.

„Es ist alles angeordnet!“ sagte sie. Dann stand sie auf, denn die Mutter trat ein.

Und die Geister, die sich eben noch bekämpft als Vertreter verschiedenster Lebensanschauungen, waren mit einemmal nur Teile einer Familie, Vertreter einer Gesellschaftsschicht, Kinder eines Hauses. Wie sie sich um die Mutter bemühten, wie sie sich um sie scharten — das war wirklich wie in einem kleinen Hofstaat.

Frau Anselma selbst fühlte sich im Kreis ihrer Kinder sehr stolz. Sie bedauerte nur, daß dies sehr hübsche Schauspiel einer reichen, glücklichen Mutter keine Zuschauer hatte. Aber dafür waren es eben Familienzusammenkünfte! Denen sogar aus übertriebenem Feingefühl der Schwiegerohn stets fernblieb.

Die Mutter hatte sich in einen der großen Lehnstühle gesetzt. Die Kinder grupperten sich um sie und schweigend wartete man auf die Eröffnungen, die Felix zu machen hatte.

In das Schweigen hinein drang noch der Lärm der Vorstadtstraße, die hinter dem Dettenbornschen Hause die Verbindung der Stadt mit dem Arbeiterviertel herstellte. Einst waren das alles Gärten gewesen mit kleinen leichtgebauten Sommerhäusern — die Sommerresidenzen der alten Kaufmannsfamilien. Aber trotz aller Bemühungen des alten Dettenborn, diese Gärten mit ihren wunderbaren alten Baumbeständen für die Allgemeinheit zu erhalten, hatte der Krämersinn den weiterblickenden Kaufmannsgeist besiegt. Die Gärten wurden Gegenstände der Terrainspekulation. So war allmählich der Dettenbornsche Besitz eingekreist worden von hochstößigen Mietshäusern, den Objekten der Bauspekulation. In die Stille des vornehmen Hauses drang der Lärm des Werktags, des Lebenskampfs laut und mißtönig.

Aber doch nur oberflächlich, höchstens als störendes Geräusch, hatte Frau Anselma immer diesen Lärm empfunden.

In jener Zeit, als die Wogen, die da draußen alltätig seit einem halben Menschenalter im gleichen Rhythmus an die Mauern des Hauses gebrandet hatten, höher geschlagen, als die sturmgepeitschten, aufwühlenden Wellen versucht hatten, auch an dieses Hauses Fundament zu zehren, um den alten vornehmen Bau abzuzerren in den Strudel, war Frau Anselma fern von daheim, und sie war ferngehalten worden, bis sich alles wieder beruhigt hatte.

Sie hatte nicht einmal erfahren, daß es eine Stunde gegeben, in der Justus Dettenborn nur dank seiner eisernen Ruhe, dank seiner nie versagenden Nerven sein Haus, Frau Anselmas Heim, vor den wühlenden, raubenden Säusten unreifer Skandalmacher, neidgehefter Frauenhände gerettet hatte.

Sie hatte von den Gefahren der ersten Revolutionswochen so wenig erfahren wie von den dichter und dichter sich ballenden Wolken am Geschäftshimmel, von dem immer drohenderen Wirbel, in den ihr stolzes Haus nun auch gezogen worden, seitdem die feste Hand, der klare scharfe Blick Justus Dettenborns fehlten.

Wie schwer wurde es Felix, vor dieser völlig unbefangenen Frau über die Schwierigkeiten zu reden, in die er geraten, in die er das Haus Dettenborn gebracht. So sehr es ihn drängte, den übrigen Geschwistern mit gleicher Offenheit, wie heute Morgen Justine, sein Unvermögen einzugesprechen — der Mutter Wesen hinderte ihn daran. So begann er mit dem Endresultat der langen qualvollen Überlegungen und Bedenken. Er teilte mit, daß Johann am nächsten Morgen ankommen würde, die geschäftlichen Verhältnisse erforderten eine — eine Unterredung mit dem Bruder, er könne allein die Verantwortung nicht mehr tragen.

Wenn er gefürchtet, daß schon durch dieses Wort die vom Vater immer so ängstlich behütete Unbefangenheit der Mutter gestört worden wäre, so konnte er sich darüber beruhigen.

Nur Erstaunen über diesen plötzlichen Besuch des Stiefsohnes, der seit Jahren vom Hause fern war, äußerte sich.

„Aber nein, morgen auf einmal? Warum nur kommt Johann so plötzlich? Da müssen gleich die Zimmer für ihn in Ordnung gebracht werden. Wenn ich auch im allgemeinen keine Freundin von plötzlichen Besuchen bin — in diesem besonderen Fall denke ich, wir freuen uns alle, Johann endlich wieder zu sehen. Nicht?“

Und sie sah der Reihe nach die Kinder an. Aber nun wurde es ihr doch ein wenig merkwürdig zu Sinn, als sie sah, wie die Geschwister alle mit erstaunt fragenden Blicken Felix ansahen, noch weitere Eröffnungen erwartend. Da richtete auch sie ihren Blick auf Felix. Jetzt erst fiel ihr auf, daß der Stiefsohn eigentlich sehr angegriffen, ja direkt krank ausah. Seine Backen waren eingefallen, die Dettenbornsche Nase mit den beweglichen Nasenflügeln ragte spitz aus dem mageren Gesicht, die Lider waren leicht gerötet.

„Ist dir nicht wohl, Felix?“ fragte sie, immer vom Nächstliegenden beeinflusst, mit ängstlicher Miene.

„Doch, danke sehr, liebe Mama, ich bin wohl. Also Johann —“

„Ja, Johann!“ unterbrach, immer noch nichts ahnend, Frau Anselma Felix.

„Der gute Johann. Wie lange ist das nun schon wieder her, daß wir ihn nicht gesehen. Mein Gott, soviel Jahre müssen es sein, und ich weiß doch noch so gut, wie er damals plötzlich — — — Johann ist wirklich ein Freund von plötzlichen Entschlüssen — — — hier stand und erklärte, daß er sich als Freiwilliger gemeldet. Ebenso plötzlich ist er dann nach seiner Verwundung als Rekonvaleszent nach Holland zurück. Ich habe mich oft gefragt, ob er es nicht nur getan, daß wir seine Verwundung nicht sahen.“

„Liebe Mama, ich glaube, Felix hat uns noch etwas zu sagen.“

Elisabeth hatte es gewagt, der Mutter Erinnerungen zu unterbrechen. — Was sollte das nur bedeuten, daß der Holländer so plötzlich auftauchte am Horizont? Aus Sentimentalität reiste der gewiß nicht so plötzlich nach Deutschland. War er doch nicht einmal zur Beerdigung des Vaters gekommen. Und nun wirbelten Elisabeth plötzlich allerlei Andeutungen durch den Sinn, allerlei vorsichtige Fragen der Damen ihres intimen Kreises. Börsenkrach — oder doch am Ende mehr?

„Ah, verzeih,“ Frau Anselma kniff die Augen ein wenig zusammen, „wenn ich wirklich so taktlos gewesen sein sollte, wie meine liebe Tochter Elisabeth es anzunehmen scheint.“

„Bitte, liebe Mama, laß dich bei deinen so liebevollen Erinnerungen an Johann nicht stören. Ich warte gern.“

„Nein, nein!“ Frau Anselma wehrte ab. „Du hast gewiß Wichtigeres zu sagen als ich.“

„Insofern wichtig, weil sich durch Johannis Kommen einschneidende Veränderungen in unserem Hause ergeben dürften. Ich hoffe es wenigstens.“

„Einschneidende Veränderungen?“ Frau Anselma sah maßlos erstaunt Felix an.

„Ja, liebe Mama.“ Felix reckte sich entschlossen auf. „Ich bat Johann dringend, hierher zu kommen.“

„Dubatest Johann — dringend? Darum die plötzliche Reise?“

„Ja, darum. Ich bat ihn, weil ich die Verantwortung für die Firma nicht länger tragen kann.“

Und nun wandte sich Felix von der Mutter ab den Geschwister zu und blieb in Elisabeths Augen hängen.

„Wer einen Einblick in das derzeitige Geschäftsleben hat, der wird es gewiß verstehen.“

„Also doch!“ Das war alles, was Elisabeth für den Augenblick sagen konnte.

„Wenn ich davon nur etwas verstehe! Immerhin, Felix, hättest du mich nicht doch vielleicht etwas früher — — — Soviel ich weiß, sollten gerade jetzt die Zimmer, die Johann immer bewohnte, neu tapeziert werden?“

Ein resigniertes Lächeln ging über Felix' Gesicht.

„Ach was!“ Die Aufregung Elisabeths fand eine Auslösung in der Ungeduld der Mutter gegenüber. Seitdem sie sich im eigenen Heim hatte daran gewöhnen müssen, daß es auch weniger rücksichtsvolle Chemänner gab, als ihr Vater gewesen, fiel ihr der Mutter Wesen, wie sie sagte, öfter auf die Nerven. Allerdings hatte sie durch Rudolf, der gar nicht daran dachte, Geschäftsärger und Sorgen mit sich allein abzumachen, auch ihr kaufmännisches Talent entdeckt. Sie hatte oft Gelegenheit, ihre rasche Fassungsgabe zu betätigen, ihren scharfen Verstand zu üben.

„Ach was, Mutter! Es scheint für Felix, für unser Haus viel wichtiger, daß Johann so schnell wie möglich herkommt, als daß die Zimmer frisch tapeziert werden.“

Justine, die bisher still die Entwicklung der Dinge abgewartet, sagte in ihrer ruhigen Art:

„Beruhige dich, liebe Mutter. Sobald ich erfuhr, daß Johann kommen würde, habe ich alles schon angeordnet. Die Zimmer sind schon frisch tapeziert.“

„So? Nun, das ist mir sehr lieb. Vater hatte immer gesagt, die sollten vor allem gemacht werden. Und was dein Vater gesagt, das soll auch bestehen bleiben.“

„Na ja.“ Lothar, der bis jetzt stumm dageessen und sich nichts von der Überraschung hatte merken lassen, die ihm Felix' Eröffnung bereitet, hob den Kopf.

„Und weil Vaters Wort bestehen bleiben soll, hat Felix Johann gerufen — ich verstehe. Wir werden wohl alle verstehen, denn da ist nichts mehr mißzuverstehen, nicht wahr?“ Und er sah die Geschwister mit spöttischem Lächeln reihum an.

„Es handelt sich natürlich um den Nachtrag des Testaments?“

„Ja, Lothar, darum handelt es sich. Dich dürfte das alles ja nicht wundern.“

„Ne, mich wundert gar nichts. Was natürlich keinerlei Spitze für dich haben soll. Ich werde nie vergessen, daß ich als Angestellter des Hauses Dettenborn das Maul zu halten habe, wenn der Chef redet und — handelt!“

„Aber Lothar!“ Frau Anselma sah empört ihren Sohn an.

„Verzeih, liebe Mama.“

„Niemand konnte mehr bedauern, daß unser lieber Vater am altüberkommenen System festgehalten hat, glaub es mir, Lothar. Ich hätte mich nur gefreut, wenn die jüngeren Ge-

schwister, die im Geschäft mitarbeiten, auch mitreden dürften.“

„Was eine nette Sache werden könnte! Im allgemeinen ist das Ein-Chef-System das einzig wahre. Sie waren ja alle durch die Bank gute Köpfe und glänzende Kaufleute. Sie hatten feste Säuste, die Zügel allein zu führen. Drei Jahrhunderte hatten sie es fertiggebracht.“

„Liebe Justine, was soll das nur alles heißen? Ich verstehe kein Wort, aber ich bin sehr beunruhigt. Ihr habt einen so seltsamen Ton.“

„Beunruhige dich nicht. Vater hatte doch bei einem Nachtrag zu seinem Testament bestimmt, daß Felix jederzeit das Geschäft, wenn es der Vorteil des Hauses erfordere, Johann übertragen könne. Du erinnerst dich gewiß daran?“

„Ach nein, Justine. Ich habe gar kein Gedächtnis für geschäftliche Dinge. Also Felix will das Geschäft Johann übergeben? Ja, tust du das denn gern?“

Da stand Felix auf.

„Ich will gern jedem einzelnen von euch oder auch euch insgesamt genau Rechenschaft geben. Darum bin ich da.“

„Aber, Kinder, erbarmt euch und laßt mich mit den Geschäften in Ruh! Ich vertraue euch völlig.“

Alfred stellte sich vor die Mutter und bot ihr seinen Arm.

„Erlaub, liebe Mutter, daß ich dich aus diesem illustren Kreis der Kaufmannsseelen führe. Komm, Gabi, du sitzt mit solch unglücklichem Gesicht dabei. Du verstehst auch nichts von alldem. Wir wollen Mutter bis zum Abendbrot unterhalten, unsere arme Fürstin sieht schon ganz verängstigt aus.“

Sie ließ sich nur zu gern von ihren beiden jüngsten Kindern in ihr kleines Teezimmer führen, das neben dem Speisezimmer der Familie lag. Und mit aller Zärtlichkeit ließ sie sich auch schließlich die Erlaubnis abschmeicheln, daß Gabi alle Dienstag die italienische Stunde bei Frau Esther Winter besuchen dürfe.

„Frau Esther Winter? Ach ja, das ist die Malerin!“

„Muttehen, sie verkehrt hier in den besten Kreisen. Sie wird auch bei uns verkehren, wenn du erst wieder Gesellschaften geben wirst. Du kannst Gabi wirklich mit ruhig anvertrauen.“

„Aber, Muttehen, sie malt doch nur Blumen. Aber nein, sie ist ganz Dame!“

„Du kannst wirklich ganz ruhig sein. Heute ist die erste Stunde.“

„Aber, liebe Mutter, wir werden doch einmal wieder nach Italien reisen. Gewiß, jetzt noch nicht, das wäre unpatriotisch. Aber denke doch nur, wie jung Gabi ist!“

Im großen Salon stand Felix, die Rückenlehne eines Lehnstuhls umklammert.

„Nein, Elisabeth, ich weiß mir keinen Rat mehr — ob Johann Hilfe weiß?“ Der gequälte Ausdruck um die schmalen Lippen Felix' vertiefte sich. „Wenn Lothar meint, daß ich Schuld habe — ich meine nichts anderes.“

Justine hob den Kopf, den sie in die Hand gestützt hatte.

„Das ist ja Wahnsinn, Felix alle Verantwortung zuzuschieben. Unser Haus ist wirklich nicht das einzige!“

„Nein!“ Lothar warf den Kopf zurück. „Im alten Stil lassen sich aber heute keine Geschäfte mehr machen.“

„Natürlich, Lothar!“ rief Elisabeth, deren Wangen sich höher färbten. „Du weißt natürlich alles besser, du mit deinen Schiebergeschäften!“

„Was willst du von meinen Geschäften wissen?“

„Leider weiß ich viel zu viel! Und ich nicht allein. Der junge Dettenborn, so heißt es. Der alte Justus würde sich im Grabe herumdrehen und so weiter redet man über dich!“

Und plötzlich, ein Spielball ihrer Erregung werdend, rief sie mit scharfer Stimme:

„Reizend, o wie reizend ist das! Der eine Bruder ist un-

fähig, der andere macht üble Geschäfte! Das ist nun das Haus Dettenborn. Und der Vater ist noch kein Jahr unter der Erde. O, nun weiß ich, warum Rudolf sich nie in unsere Familienangelegenheiten mischen will. Nun weiß ich's!"

Und in diesem Augenblick stürzte aller Stolz, eine Dettenborn zu sein, zusammen. Sie hatte ihn getragen wie den edelsten Schmuck.

"Sei nicht hysterisch!" rief nun Lothar. "Dummes Frauen-gewäsch! Das kommt davon, wenn man Frauenzimmern in die Geschäfte einen Einblick gewährt."

"Mäßige dich, Lothar!" Justine warf den Kopf zurück. "Felix, du kannst Elisabeth gewiß beruhigen, es ist doch noch nicht alles verloren!"

"Wie soll ich sie beruhigen? Ich weiß nicht ein noch aus. Ich kann nicht anders, als dies ehrlich bekennen."

"Wie wir jetzt vor Rudolf dastehen, wir Dettenborns! Warum hast du erst alles so weit kommen lassen? Warum hast du nicht früher Johann gerufen? Warum hast du überhaupt die Erbschaft angetreten?"

Elisabeth war aufgesprungen und ging erregt im Zimmer auf und ab.

"Warum, wenn du doch nicht fähig bist, ein solches Geschäft zu leiten?"

"Als Vater . . ." begann Felix ohne Erregung.

"Du brauchst ihr nicht auf diese dumme Frage antworten. Fähig oder unfähig! Was will das heutzutage heißen!" Lothar fiel Felix ins Wort.

In diesem Augenblick fühlte er sich mit dem Bruder solidarisch.

"Schweig du!" zischte Elisabeth Lothar an.

"Aber ich will Elisabeth gern Antwort geben. Wenn sie auch selbst wissen müßte, wie sich alles verändert seit Vaters Tod. Die plötzliche Stabilisierung unserer Valuta, die Geldlosigkeit, alles stockte. Die neu angeknüpften Verbindungen mit England —". Felix strich sich über die Haare.

"Aber Holland!"

"Du vergißt, daß Vater bestimmt hatte, daß das Holland-Geschäft nicht belastet werden sollte."

"Nun, und jetzt?"

Das Gong tönte durch das Haus. Die Erregten mußten ihren Disput unterbrechen.

"Auf nachher, wenn sich Mutter zurückgezogen haben wird," war die Parole.

Elisabeths Wangen glühten noch, als ihr Mann mit größter Pünktlichkeit eintrat. Am liebsten hätte Elisabeth ihrem Mann die Neuigkeit gleich erzählt. Das ging nun in Anwesenheit der Mutter nicht. Aber es war Rudolf nicht schwer, aus Andeutungen bei Tisch über den erwarteten Besuch Johanns seine Schlüsse zu ziehen. Er beobachtete die versammelte Familie. Wie gut er sie doch kannte, die Dettenborns. Diese gegenseitige Rücksichtnahme in Anwesenheit Dritter. Diese höfliche Einstellung auf der Mutter Ton, es war immer das gleiche. Er konnte sich nie des Eindrucks, den diese wohltemperierte Stimmung auf ihn machte, ganz entziehen. Auch heute nicht. Dabei sah er an den flackernden Augen, an den heißen Wangen seiner Frau, an der gedrückten Miene Felix', am verkniffenen Mund Lothars, daß die Familiensammenkunft ganz gewiß keine erfreuliche gewesen. Kunststück! Mit den Dettenborns ging es eben auch abwärts. Sie ließen in letzter Stunde Johann kommen. Der würde nur das Siegel unter das Urteil setzen.

Und Rudolf war froh, daß er sich so strikt weiter in der Richtung bewegt hatte, die ihm der Schwiegervater gewiesen hatte, daß er sich auch nach dem Tod des alten Herrn von allen internen Angelegenheiten der Familie ferngehalten.

Als er der Schwiegersohn Dettenborns geworden, hatte diese von Justus gegebene Parole ihm wenig Freude bereitet, nun erkannte er den großen Nutzen, den er daraus zog.

Es war für die Geschwister nicht ganz leicht, in Anwesen-

heit des Dieners alles zu unterdrücken, was sie erregte. Was war das nun wieder, daß Alfred und Gabi nicht bei Tisch erschienen?

"Italienische Stunde" und bei der "Winter"? Im Atelier einer Künstlerin, am Abend?

Die Unterhaltung blieb schließlich ganz an Rudolf hängen, der sich sehr höflich der Schwiegermutter widmete. Ihm wurde es nicht schwer. Gerade heute hatte er einen sehr günstigen Abschluß gemacht. Natürlich für das Dettenbornsche Geschäft kamen solche Agenturgeschäfte nicht in Frage. Es war in diesen Zeiten wirklich ein Glück, keine große, von allen belauerte Firma zu haben. Sein Blick streifte Lothar. Allerdings solche Schiebergeschäfte wie Lothar — er mußte Felix doch darauf aufmerksam machen. Das hielt er denn doch für seine Pflicht. Man sprach zu viel und zu laut davon, daß Lothar sich in üblen Gegenden herumtrieb, daß er immer noch an der Börse spekulierte.

"Gewiß, verehrte Schwiegermama, Frau Winter wird als Blumenmalerin sehr geschätzt. Soviel ich weiß, war ihr Mann Italiener. Sie soll Witwe sein. Bei Kriegsbeginn war sie sofort nach Deutschland gekommen."

Frau Anselma wurde wirklich sehr beruhigt. Was sie da von Frau Winter hörte, machte doch wirklich einen guten Eindruck. Und wenn sie nur Blumen malte, dann war gar nicht einzusehen, warum Gabi in Begleitung ihres Bruders nicht hingehen sollte.

Elisabeth hatte natürlich wieder ihre Einwürfe.

"All diese Auslandsdeutschen, die plötzlich ihre Nationalität wieder entdecken!"

Einen Seufzer stieß Frau Anselma aus, als im Herrenzimmer, während Justine den Kaffee selbst servierte, sich Elisabeth sofort auf das Thema warf. Sie erklärte, daß sie nach wie vor diese italienischen Stunden am Abend im Atelier der Künstlerin für Gabi höchst unpassend fände.

Da hatte sie aber doch über das Ziel hinausgeschossen. Frau Anselma hob den Kopf und sagte verärgert:

"Liebe Elisabeth, du vergißt dich! Ich werde doch wohl wissen, was sich für meine Töchter schickt, was nicht."

"Verzeih, liebe Mama, aber du bist durch die Trauer so aus allem gesellschaftlichen Leben heraus und darum —"

"Darum hast du doch keinerlei Veranlassung, deine Mutter zu belehren. Also, wie gesagt —". Eine kleine Pause entstand. "Nun, was sagst du dazu, lieber Rudolf, daß Johann kommt? Du kanntest ihn doch auch näher?"

Und wieder mußte Rudolf den Diplomaten spielen und dabei war ihm nicht gerade danach zumute.

Felix saß ganz in sich versunken. Justine machte die aufmerksame Hausfrau. Das reizte natürlich Elisabeth noch ganz besonders. Er mußte doch seiner Frau einmal gründlich klarmachen, daß sie keine Dettenborn mehr war, sondern eine Hesselbach. Der Teufel hole ihren Familiendünkel. Ganz was anderes war es, wenn er Geschäftsfreunden gegenüber von seiner Frau immer als von "einer Dettenborn" sprach. Alles zu seiner Zeit und an seinem Platz.

Während ihm das alles durch den Kopf ging, versicherte er der Schwiegermutter, daß er natürlich Johann sehr gut gekannt habe, sie seien zusammen in die Schule gegangen. Später hätte man sich aus den Augen verloren. Johann sei ja nahezu immer im Ausland gewesen. Er freue sich aber sehr, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen.

Die alte holländische Standuhr auf der Diele schlug tief und voll zehn Uhr. Frau Anselma stand auf.

"Laßt euch nicht stören, Kinder. Friedrich soll noch Bier bringen, Justine. Gewiß kommen die anderen auch bald nach Hause."

Und schon wieder ganz zufrieden, strich sie Elisabeth freundlich über die Wange, als sie herankam noch mit verärgertem Gemüt, der Mutter "Gute Nacht!" zu sagen. (Fortf. folgt.)

Strasbourg — — !

Von Liesbet Dill.

Aus Frankreich nach Lothringen herüber gleitet man fast unmerklich. Dieselben sanften Linien der Landschaft, derselbe blühende grüne Garten, dieselben tiefen, dunklen Wälder ziehen mit uns; es wird nur etwas stiller, etwas trister, man ahnt die Schlachtfeldernähe, das große Schweigen des Todes, und das überall die auftauchenden ernsten Kreuze mahnen: halbverfallene aus früheren Kriegen und frische Kreuze aus heutiger Zeit. — Aber das Elsaß ist ein ganz anderes Land. Es ist frisch und bunt, blühend und jung, mit reichen Bodenschätzen, fruchtbar und so erdig gesund! Hier weht uns eine herbe, kräftige Landluft an, hier atmet alles Kraft und Energie, Wohlhabenheit und Ordnung. Sauber gefegte Dorfstraßen, weiß gestrichene freundliche Bauernhäuser, Dorfbrunnen, die Linden vor der Tür, die Blumen an den Fenstern, das Weinlaub am Spalier des Hauses und das Storchneist auf dem Dach. Die Leute sind wieder freundlich, wenn man deutsch spricht, vielleicht auch, weil man deutsch spricht. Es ist gerade Mode, deutsch zu sprechen. Das wechselt nach der Stimmung. Auf dem Eleberplatz riefen die Straßenbahn-schaffner im vorigen Jahre „Place Cleber“. Heute rufen sie „Eleberplatz“. In Mülhausen, Mulhouse, der französischsten Stadt des Elsaß, hatte man in den



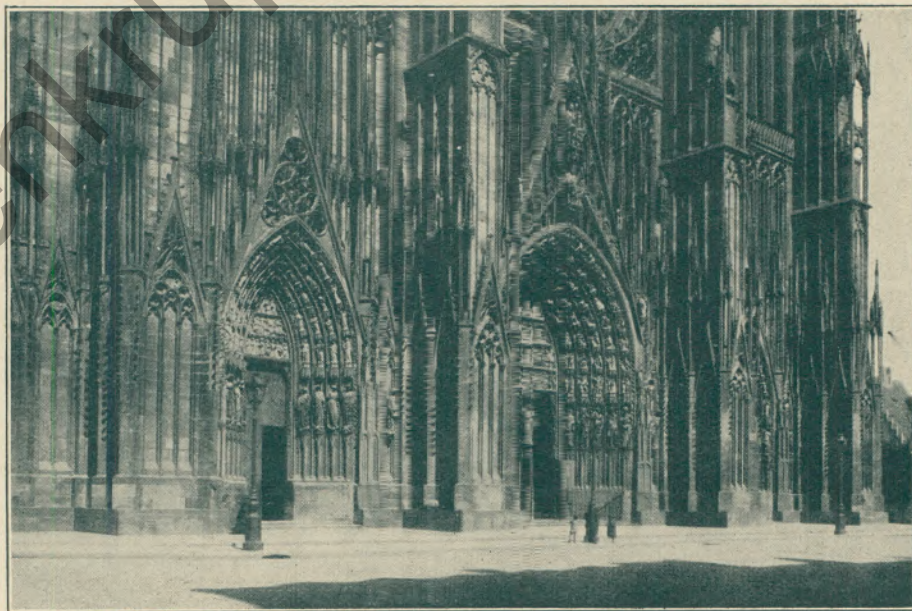
Das Münster, Westseite.

Kinos immer zweisprachige Unterschriften zu den Filmen gebracht, auf einmal wurden sie — es war ein Versuch auf höheren Befehl — französisch. Es gab einen Sturm im Kino — man fing erst an zu murren: „Was ist denn das? Ich verstehe ja kein Wort. Könnte die mit mehr dütsch schreibe?“ Aus dem Murren entstand ein Sturm, der in einem Höllenspektakel endete. Man johlte, pfiff, warf nach den rollenden Filmen und — was will man machen? — eines Tages standen wieder deutsche Unterschriften unter den Filmen. Und sie hatten ihren Willen . . .

Ich nehme mir ein Auto am Straßburger Bahnhof, spreche französisch, weil überall drohend das Deutschsprechen verboten ist. Der Chauffeur antwortet deutsch. Ich komme ins Hotel, ein altfranzösisches, feines Straßburger Haus. Der Concierge antwortet deutsch,

die Kellner sprechen deutsch, das Zimmermädchen versteht kein Französisch . . . Gut, sprechen wir deutsch. Ich besuche einige Geschäfte,

ich werde deutsch begrüßt, man bedient mich freundlich und zuvorkommend; die Auskunft, die ich auf der Bahn, auf der Post und vom Portier erhalte, stimmt wieder. Ich kann mich darauf verlassen, daß ich in einem direkten Zug nicht nach zehn Minuten wieder umsteigen muß, daß, wenn man mir versichert hat, er ginge „une heure exact“ ab,



Portale an der Westseite.

er mit nicht zehn Minuten vor eins vor der Nase fortfährt. Und wenn es heißt „changer à Dol“, ich in Dolauch wirklich nicht von dem Portier beschworen werde, sitzen zu bleiben, es sei ein „direct“. Man fühlt sich hier wieder sicher und geborgen. Es weht so ein frischer, gesunder Wind, besonders draußen auf dem Land. Wir fahren mit dem Auto durch das blühende Elfaß, das so reich

ist an Bodenschätzen, ein glückliches, lachendes Land, mit fruchtbaren Feldern, blühenden Wiesen, tiefen schattigen Wäldern, romantischen Burgen auf den Höhen und rauschenden Flüssen im Tal. Man badet sich Augen und Seele gesund in dieser prach-

voll würzigen Luft. Ringsum blühen die Weinberge. Ich bin bei einem wohlhabenden Gutsbesitzer zu Gast in seinem mit Geschmack und Stilsicherheit echt elsässisch eingerichteten Landhaus in Obernai. Er zeigt voll Stolz seinen wundervollen Besitz, den er selbst angelegt hat nach dem Krieg. „Wo haben Sie das alles gelernt?“ frage ich, denn dieser Besitz ist ein Mustergut ersten Ranges, die Weinberge neu angelegt und gepflegt. „In Königsberg“, sagt er. Er ist dort gewesen, im Krieg, hat dort erst gesehen, wie die großen Güter rationell bewirtschaftet werden, und ist heimgekommen mit den Erfahrungen, die er in Deutschland gesammelt hat. „Oh, kann man auch von den Deutschen etwas lernen?“ Da sieht er mich groß an: „Wir haben viel von den Deutschen gelernt und noch manches zu lernen,“ sagt er ernst. „Wir haben sie vorher nur nicht gekannt.“ Dieselben Worte habe ich überall gehört, in Paris, in Dinard, in Trouville, in der



Strasbourg, Schiffhäut-Straden.

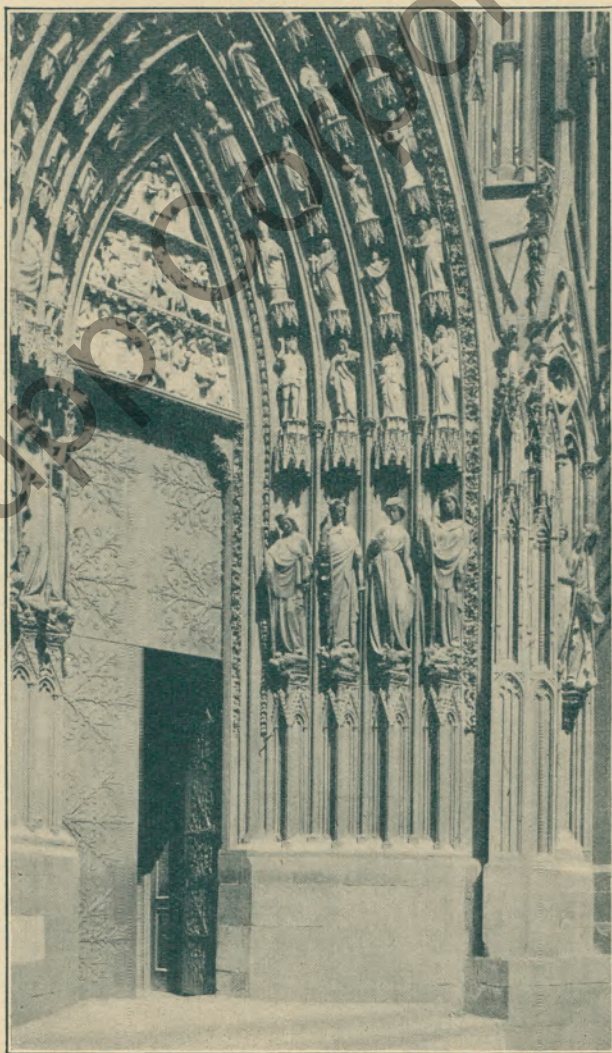
sich nie so wohl gefühlt zu haben wie damals bei uns . . .

Zum Abschied von Strasbourg gehe ich noch einmal in das Münster. Die engen Gassen öffnen sich, da ist die Rosette,

sie strahlt uns entgegen, das herrliche Portal der Kathedrale. Hoch ragt das Straßburger Münster. Wie deutsch ist diese Gotik! Das Großartige und Strahlende mit dem Ausdruck verwegenen Bizarismus französischer Hochgotik scheint hier abgeklärt und tendenzlos in der Ruhe reiner Betrachtung.

Ungeheuer wirkt der germanische Geist der hochgereckten Türme, der rücksichtslos und starr aufsteigenden Fassade, deren reiner Aufstieg zu einem Himmel keine Rückschau auf diese Erde duldet . . .

Vor kurzem haben sich die Elsässer auf dem Cleberplatz zu Tausenden versammelt, um deutsche Lieder zu singen, die hier so streng verboten sind. Die Soldaten trällern zuweilen Operettenmelodien, aber Volkslieder hörte man nirgendwo. Aber kann man dem Menschen verbieten, zu singen, was er will? Tausende von entschlossenen Elsässern sangen barhäuptig unter freiem Himmel ihr altes Lied: „O Strasbourg, o Strasbourg, du wunderschöne Stadt . . .“



Das Münster, mittleres Westportal.

Die Hölle am Suez.

Eine U-Boot-Erinnerung von W. Koitsch.

Port Said und Alexandrien, die Endstationen des Suezkanals am Mittelmeer, sind für die aus dem Roten Meer von Süden kommenden Dampfer diejenigen Plätze, an denen die Schiffe ihre Betriebsstoffe: Öl, Kohle, Proviant und Wasser ergänzen, um ihre Ladung ohne weitere Zwischenlandungen nach den großen europäischen Häfen bringen zu können. Es gab keinen Hafen im Mittelländischen Meer, der so stark bewacht wurde wie der Ausgangspunkt des Suezkanals. Wehe dem U-Boot, das hier entdeckt wurde!

Alle Arten der Abwehrmaßnahmen sind vertreten: Fliegerstationen, Küstenabwehrbatterien, Zerstörer, Torpedoboote, U-Bootsjäger, bewaffnete Fischdampfer, Minensuchboote, U-Bootsfallen (bewaffnete Segler), Minensperren, Fangnetze und was es sonst noch gibt. Wir sind uns darüber klar, daß kein Entkommen möglich ist, wenn wir uns sehen lassen. Das Boot wird entsprechend vorbereitet. Während der Nacht fahren wir in etwa sechs Seemeilen Entfernung vor dem Hafen auf und ab. — Vier Uhr morgens! Wir pendeln mit langsamer Fahrt hin und her. Das Morgenrot des afrikanischen Himmels leuchtet blutrot. Eine halbe Stunde später schlagen die Wellen über uns zusammen. Wir tauchen. Im Hafen von Alexandrien sind die Mastspitzen und Schornsteine verschiedener großer Dampfer zu erkennen. Gegen Mittag wird uns die Sache langweilig, wir wollen mehr sehen und fahren unter Wasser dicht heran. Wir haben „ausgemacht“ (beobachtet), daß die im Hafen liegenden Dampfer „kohlen“ (Übernahme von Kohlen). Diese Feststellung genügt uns zunächst. Wir laufen an den einzelnen Bojen der Einfahrtslinie wieder hinaus in die offene See, noch weiter als vorher. Nachmittags 3 Uhr: klar zum Auftauchen! Vorher ein Rundblick mit dem Sehrohr — nichts Verdächtiges ist zu sehen. Mit dem Zenitperiskop wird der Himmel abgesucht nach Flugzeugen — die Luft ist rein. Nach fünf Minuten durchbrechen wir die Oberfläche und fahren mit großer Fahrt weiter von der Küste ab. Die Minen sollen noch nicht gelegt werden; wir müssen darauf gefaßt sein, daß die englischen Minensucher sie wegräumen, noch bevor die Handelsschiffe den Hafen verlassen haben. Und wir hatten uns damit nicht verrechnet, den Beweis erleben wir am nächsten Tage. Es wird allmählich dunkel, wir gehen auf „Öl-Elektrische Fahrt“ (bei dieser Maschinen-

schaltung wird das Boot durch die Ölmaschinen angetrieben, die gesamte Leistung wird jedoch nicht an die Schrauben abgegeben, sondern nur ein Teil, der Rest wird dazu benutzt, die Akkumulatoren aufzuladen). Mit dieser Fahrtstufe laufen wir bis zum nächsten Morgen. Es ist gut, daß die Besatzung Ruhe hat, sie erholt und stärkt sich. In der Morgendämmerung gehen wir unter Wasser und fahren, beide Maschinen „kleine Fahrt voraus“, dem Hafen von Alexandrien zu; wir dürfen nicht zu viel elektrischen Strom verbrauchen, deshalb diese kleine Fahrtstufe. Nach etwa drei Stunden sehen wir Fahrzeuge aus dem Hafen herauströmen, acht Stück zählen wir, sie laufen direkt auf uns zu



Äußerste Kraft voraus!

Nach einigen Minuten sind wir uns klar darüber, daß wir gesehen worden sind. Die Maschinen gehen jetzt auf „langsame Fahrt voraus“, wir können so genauer „Tiefe“ halten, das Boot reagiert bei dieser höheren Fahrt schneller auf die einzelnen Bewegungen der Tiefenruder. In zehn Minuten sind sämtliche Torpedorohre klar zum Schuß. Nach einer Weile drehen wir um 90 Grad nach Backbord, so daß wir vorübergehend Ostkurs steuern. In Rotten zu zweien hintereinander, Staffellinie laufend, kommen die Fahrzeuge näher; wir erkennen bald, daß es sich um Minensuchboote handelt. Sie schleppen ihre Geräte, je zwei Fahrzeuge ein Gerät, durch die Fahrtrinne; offenbar sind sie benachrichtigt durch Espione oder aber, wie es systematisch geschieht, wenn Dampfer auslaufen, wollen sie etwa vorhandene Minen wegräumen, also den Weg

freimachen. Gegen drei Uhr treten sie den Rückmarsch an, wir folgen ihnen auf dem Fuße. Wir haben erkannt, daß man die im Hafen liegenden Dampfer herauslassen will, daher auch die Sorgfalt, mit welcher die Minensucher ihre Arbeit verrichten, denn sie kehren noch einmal um, das Spiel wiederholt sich. Nach einer weiteren Stunde fahren sie zurück in den Hafen. Wir haben uns nicht getäuscht. Eben im Begriff, den Engländern zu folgen und hinter ihnen erneut eine große Minensperre halbkreisförmig vor die Ausfahrt zu legen, sehen wir schwarze Rauchwolken von den zur Weiterfahrt bereitliegenden Dampfern aufsteigen. Nach etwa einer Stunde legen wir die letzte Mine und fahren jetzt dauernd auf Sehrohrtiefe, um zu sehen, was es gibt.

Der erste, etwa 6000 Tonnen große Dampfer verläßt — zunächst langsam — den Hafen, um bald mit seiner Fahrt höher zu gehen, wie wir hier unter Land schnell erkennen können; er hat es anscheinend eilig — er ahnt nicht, was ihn erwartet! Bis zu unserer Sperre ist es eine kleine Stunde Fahrzeit. In kurzem Abstand folgt der zweite und dritte Dampfer; sie fahren zuerst in Kiellinie. In 500 Meter folgen zwei kleinere Dampfer — ein regelrechter Transportzug. Hinter ihnen folgen die Bewachungsfahrzeuge: Zerstörer und Torpedoboote. Bei uns im Boot herrscht größte Ruhe, alle lauschen den Worten des Kommandanten, welcher laufend Vortrag hält über das, was oben los ist. Der hintere Tiefensteuerer hüpfte von einem Bein aufs andere, eine Ungewohnheit, die gleichzeitig seine wachsende Erregung anzeigt. Eine „Akustik“*) herrscht im Boot, kaum zum Aushalten, und dabei mehr als Treibhaustemperatur! Die meisten Leute tragen nur eine leichte Hose und sitzen mit bloßem Oberkörper auf ihren einzelnen Stationen. Sie bekommen Durst von der Hitze und vom Curry; die große Familienkaffeepfütze für vierzig Mann, die stets mit kaltem Kaffee gefüllt ist, wandert langsam von einem zum andern. Auf einem Tauchboot wird nicht so sehr vornehm gewirtschaftet wie auf großen Schiffen. Alles immer nur aus dem einen großen Topf — und es geht sehr schön, wenn nur der gute Wille da ist. Das Einvernehmen zwischen den Offizieren und der übrigen Besatzung ist dadurch, daß in bezug auf Unterbringung und Verpflegung keine Unterschiede bestehen, um so herzlicher, und der militärische Trimm — fällt aus, dazu ist bei uns keine Zeit! — Wir halten uns in etwa 500 Meter Entfernung von unserer Minensperre auf, das Boot liegt also zwischen Küste und Minen, außerhalb der Fahrtrinne, um zu beobachten. Noch eine kleine halbe Stunde, dann ist es mit dem ersten Dampfer „passiert“, vorausgesetzt, daß er seinen Kurs nicht wesentlich ändert. Jeder Dampfer qualmt wie ein mit U. R. B. (= „äußerste Kraft voraus“) fahrendes Torpedoboote, dessen Kesselfeuer noch nicht durchgebrannt sind, bei denen also die unverbrannte Kohle in Staubform zum Schornstein wieder hinauszieht — für uns ein Zeichen, daß die Schiffe es eilig haben. Die Kapitäne kennen die Gefahrszone; mancher Dampfer hat hier sein Leben ausgehaucht, von einer Mine oder einem Torpedo in Stücke gerissen. Wir fahren immer noch genau auf Sehrohrtiefe (10,8 Meter), damit wir sehen können, was oben los ist! Sehrohr aus! — Sehrohr ein! — Aus! — Ein! — Aus! — Ein! — und so fort. Die Kapitäne der auslaufenden Handelsschiffe sind anscheinend ihrer Sache jetzt ganz sicher; sie ahnen

*) Akustik = schlechte Luft; Seemannsausdruck.

nicht, daß ein deutsches U-Boot kurz nach Absuchen der Hafenausfahrtstraße bereits wieder sein gefährliches Spiel trieb, und zwar derart, daß zwei Schiffe unbedingt daran glauben werden. Unser Boot steuert sich leicht, man hört jetzt immer nur die Worte aus dem Turm: Sehrohr aus! — Sehrohr ein! — Aus! — Ein! — Aus! — Ein! — jeden Augenblick muß es knallen! Der erste Dampfer ist dicht an der Sperre!! — Dreißig Sekunden! Da erleben wir die erste große Explosion. Minuten, die in solchen Augenblicken zur Ewigkeit werden, warteten wir darauf! Diese erste Detonation war das Alarmsignal für die Bewachung der Dampfer, die bisher hinten blieb. Jetzt



Die Beute.

kommen sie angebraut, die „Beschützer“, mit ihrem scharfen Bug! Einem gewaltigen Messer gleich, die See vor sich aufteilend und dabei dicke Rauchwolken ausstoßend, stürzen sie nach vorn, über uns hinweg, in dem Glauben, es seien Torpedotreffer gewesen von einem entfernten liegenden U-Boot. Sie entwickeln eine Geschwindigkeit von etwa 30 Seemeilen (= 56 km/Std.). Auf dem Hinterschiff dieser schwarzen Gefellen stehen lange Reihen von Wasserbomben, eine dicht neben der anderen. Ihre blutrot leuchtenden Köpfe, welche die Sprengladungen enthalten, sind deutlich zu erkennen. Jede einzelne zählen wir, in Reih und Glied aufgestellt, schmücken sie das Heck der Schiffe, darauf wartend, auf uns herabgelassen zu werden. In allen möglichen Tiefen plätschen sie — irgendwo und wann werden sie uns schon erreichen, um dem Boot die tödlichen Wunden beizubringen. Die Bewachungsflotte fährt noch ein Stück hinaus, die Zerstörer laufen Zickzackkurs, jeder möchte seine Bomben zuerst an den Mann bringen. Trotzdem sie uns nicht gesehen haben können, knallen bereits die ersten Sprengladungen. Eine Detonation folgt der anderen —

kurz und abgerissen, die typische Explosionswirkung der Wasserbomben; aber sie sind weit genug weg, das beruhigt uns. Die Wachtschiffe laufen nebeneinander her, mit großer Fahrt und gleichzeitig immer Bomben herunterwerfend — ein heller Knall nach dem andern. Sie vermuten uns offenbar in dieser Gegend. Das Geföse ist ununterbrochen, die Geräusche werden immer toller und ähneln jetzt denen, die bei dem Plätschen von Schrapnells entstehen — für uns ein Beweis, daß die Zerstörer weit entfernt ihr Unwesen treiben. Ein wildes Durcheinander war in diesen wenigen Minuten in dem ausfahrenden Schiffsverband entstanden. Der zweite Dampfer weicht nach Steuerbordseite aus, um einen großen Bogen zu schlagen; er kommt aber dabei aus der halbkreisförmig verlegten Sperre nicht ganz heraus, läuft auf eine der äußeren Minen und wir hören die zweite große Explosion in unserer nächsten Nähe.

Unseren Standort haben wir bisher kaum verändert! Die ganze Küste befindet sich in Alarmzustand. Aber jetzt müssen wir ran, erst recht; es ist Eile geboten, wenn wir noch etwas schaffen wollen. „Die beiden vorderen Torpedorohre klar zum Doppelschuß!“ Der dritte Dampfer hat inzwischen beigestrichelt und liegt mit dem vierten dicht nebeneinander. Die Drehung der schwerbeladenen Schiffe geht nur sehr langsam, und da sich uns die großen Breitseiten dieser beiden so herrlich vor unseren Rohren liegenden Dampfer in diesem Augenblick präsentieren, lautet kurz der Befehl: Erstes Rohr — — Achtung! — — Erstes Rohr — — Los! Mit der Stoppuhr in der Hand zählt der Steuermann laut: 1 — 2 — 3 — 4 — usw. Bei zwölf ein ohrenbetäubender Lärm — es folgen in diesem Augenblick mehrere Explosionen schnell hintereinander; unser Torpedo ist in die Kesselräume gegangen und hat dort die unter hohem Druck stehenden Kessel und Dampfleitungen aufgerissen. Also ein Treffer allerschwerster Sorte. Trotzdem die Torpedoboote jetzt beidrehen, erscheinen noch andere

Fahrzeuge auf der Bildfläche, ebenfalls mit Wasserbomben ausgerüstet; sie kommen in unsere nächste Nähe. Das Periskop, das seit 30 Minuten in dauerndem Wechsel aus- und eingefahren wird, kommt nicht mehr zur Ruhe. „Es wird immer bunter da oben,“ meint der

Kommandant, „die Kerls müssen eine Saurvut haben.“ Wo ist der vierte Dampfer geblieben? Aus dem Doppelschuß war nichts geworden, wir konnten

ihn nicht anbringen, daher folgt jetzt: Zweites Rohr klar zum Winkelschuß! Dicht neben uns liegen zwei der zurückkommenden Boote, aufscheinend holen sie Luft; sie wissen nicht, wohin sie fahren sollen; sie sehen dem seltenen Schauspiel zu, aber sämtliche Geschütze sind besetzt. Wasserbomben sind nicht mehr zu erkennen. Hinter diesen Booten entdecken wir nun auch den vierten Dampfer, er ist nur mit einem Winkelschuß zu erreichen; es wird abgefahren, dann kurz: Zweites Rohr klar zum Winkelschuß! Achtung! — Zweites Rohr — Los! — Dieser an und für sich schwer anzubringende Schuß landet nach etwa 16 Sekunden in Dampfer Nr. 4 — eine gute Leistung des Kommandanten. Nach wenigen Minuten erkennen wir, daß dieser Treffer das halbe Vorschiff auseinandergerissen hat; der Lärm über uns wird immer schlimmer, so daß wir Einzelexplosionen kaum noch unterscheiden können. Das Schrohr geht aus und ein, der Steuermann teilt mit, daß eine Fliegerstaffel soeben aufgestiegen ist. Ein Lohwabohu in der gesamten Abwehr — wir gehen auf 30 Meter Wassertiefe. Die Flugzeuge würden uns bei Schrohrtiefe 10,8 Meter durch die Wasseroberfläche hindurch sofort erkennen, und die Umrisse des Bootes, von oben gesehen, genügen ihnen natürlich, um ihre Bomben in solchem Falle mit hundert Prozent Sicherheit auf das Boot herabzuwerfen. Ohne uns zu sehen, werfen auch die Flug-

zeuge ihre Bomben ab — und sie haben Glück dabei! Einige dieser Sprengladungen plagen in unserer nächsten Nähe, so daß wir durch und durch geschüttelt werden. Das Boot kracht in allen seinen Verbindungen, der größte Teil der elektrischen Lampen fliegt heraus, es wird dunkel im Boot. Die Notbeleuchtung muß herhalten — ein Zustand für uns, der alles andere als schön ist und die Bedienung des Bootes fast unmöglich macht. „Wir kommen hier nicht mehr heraus,“ so ungefähr liest man auf den Gesichtern der Leute, die sich in der Kommandozentrale aufhalten. Der Tiefenruderer für das hintere Tiefensteuer, der Mann mit den stählernen Armen — ein Bayer —, ist wie in Schweiß gebadet; er hüpfet, wie stets beim Angriff, auf dem Steuerstand herum, und wie es jetzt obendrein durch das halbdunkle Boot auch noch schallt: Hecktorpedorohr klar zum Schuß! — Auf Schrohrtiefe gehen!, fängt der Rudergänger an, mit der linken Hand Kreisbogen zu schlagen und hört kaum die Befehle des leitenden Ingenieurs; er wütet an seinem Steuerrad wie ein Besessener und stiert dabei auf die Wasserrampe.

Das Boot liegt sehr unruhig, herauskommen darf es um keinen Preis — — der fünfte Dampfer fehlt uns noch, außerdem sind wir verloren im Augenblick, da wir gesehen werden. Der Elektriker bringt behelfsmäßig die Beleuchtung in Ordnung, in erster Linie bei uns in der Kommandozentrale, damit wir unsere Instrumente erkennen und das Boot in der Gewalt haben. Allmählich kommt der



Ein anderer Dampfer, der sich bis an die Kanalmündung schleppte.

Bootskörper zur Ruhe. Durch das „Ausbringen“ (= Wegwerfen) der Minen sowie durch das Abschießen von zwei Torpedos ist das Boot sehr viel leichter geworden; hinzu kommt, daß die nach dem Torpedoschuß bei Neuladen des Rohres aus dem Lancierrohr entweichende Luft in das Boot hineinströmt. Der Luftüberdruck im Boot macht sich unangenehm bemerkbar; der Druck auf die Ohren wird einem zum Bewußtsein gebracht dadurch, daß man beobachtet, wie die Leute sich gegenseitig anschreien, um verstanden zu werden. Die Hitze steigert sich zu einer wahren Glut! Der Hals ist vollkommen ausgetrocknet, dazu die von den D-Motoren sowie von den E-Maschinen ausströmende warme Luft, vermischt mit den aus der Akkumulatorenbatterie aufsteigenden Gasen. Die Luftreinigungsanlage kann nicht dagegen arbeiten. Und nun noch ein Angriff! Die ersten vier Dampfer rühren sich nicht mehr vom Fleck, sie liegen alle mit starker Schlagseite nach der einen oder anderen Seite in der Einfahrtsstraße und wir bemerken jetzt, daß der fünfte Dampfer eine Kehrtwendung machen will, um sich in den schützenden Hafen zu retten. Bei uns lautet der Befehl: „Beide Maschinen große Fahrt voraus!“ Auf 400 Meter müssen wir ran, möglichst noch näher, es darf keine Minute verloren gehen. Über und um uns herum tobt es, kracht und donnert es, an allen Seiten! Himmel und Hölle hat man auf

uns losgelassen — eine Fahrt, die niemand von uns je vergessen wird. Jetzt sind wir dicht genug herangekommen. „Beide Maschinen stopp!“ — und dann wieder: „Kleine Fahrt! — langsame — halbe Fahrt voraus! — Auf Gegenkurs steuern — Ruder hart Backbord!“ Nach zwei Minuten sind wir herum. „Langsame Fahrt voraus!“ Das Hecktorpedorohr ist schon auf den Dampfer gerichtet, das Boot wird genau eingestellt; wir müssen auch den letzten stolzen Dampfer noch haben, erst dann ist für uns „holiday“, es heißt also: Durchhalten! Einige Sekunden vergehen, dann ruft der Kommandant: „Heckrohr Achtung!“ Die zur Verfügung stehenden Leute gehen nach achtern, um sich sofort in den Heckraum zu stürzen, sobald der Torpedo raus ist, denn das Boot hat das Bestreben, nach dem Torpedoschuß hinten aus dem Wasser herauszuspringen. Mit dem Verschieben von Wassermengen (das geschieht durch unsere Pumpen), Gewichten, Leuten und dem Legen der Tiefenruder muß durch rechtzeitigen Eingriff, etwa gleichzeitig mit dem Schuß, das Boot eifern nach unten gedrückt werden. Ein bis zwei Sekunden vergehen, über uns toben sie weiter; wir hören oben die dahineilenden Fahrzeuge, die surrenden Geräusche der Schrauben der englischen Schiffe über uns sind deutlich

wahrnehmbar. Nach etwa einer halben Minute: „Heckrohr Achtung! — Heckrohr — los!“ Ein leichter Stoß erschüttert das Boot, der Torpedo ist heraus, der Steuermann zählt: 1 — 2 — 3 — 4 — 5 — und so fort. Bei 13 hat der Torpedo sein Ziel erreicht. Wieder eine gewaltige Explosion, die letzte für heute — nein, es war die letzte überhaupt. Am übernächsten Tage erfuhren wir, warum es die letzte war. Wir bleiben noch eine Weile auf 10,8 Meter, um zu sehen, was sich ereignet. Sekunden vergehen. Wieder rasseln die Propeller der englischen Schiffe über uns hinweg. Der Kommandant, der nie die Übersicht verlor, ruft: „Ich glaube, der eine Zerstörer hat unseren Spargel (Sehrohr) gesehen, er hält direkt auf uns zu“, und nach einer Weile: „Der Kerl schießt auf uns, wir wollen man lieber etwas tiefer gehen.“

Zwei Stunden später sind wir so weit, daß wir auftauchen können. Dann ist endlich Ruhe. Den ganzen nächsten Tag sehen und hören wir nichts. Um so mehr jedoch am darauffolgenden. An diesem Tage erreichte uns durch F.-L. die Nachricht vom Waffenstillstand! Der Sender der F.-L.-Station Nauen-Berlin warf unsere Dispositionen über den Haufen.

Ein Marienkäfer.

Von Heinz Steguweit.

Der Schmied Panfraz, der breit und hart vor seinem Amboß stand wie eine Ziegelmauer, hatte seinen rohen Tag, denn die schmierige Mühe saß ihm mit vierzig Grad Krakeel auf dem dicken Schädel. Verdrießlichkeit tropfte aus seinem Bart, und zu jedem heiernden Hammerschlag knirschte er einen Fluch. Der Altgefell hatte ihm zwei Meßer Eisen verpfuscht, der Lehrling ihm eine Zange zerbrochen und, da ein heiteres Lachen aus der Küche klang, schien ihm ein Schuß Öl in das Feuer seiner Wut gegossen, also er den heißen Hammer in der Faust schüttelte, ihn brüllend gegen die Tür zu werfen, daß Weiß und Kinder jach zusammenfuhren, die Köpfe fichernd ineinander steckten und flüsterten:

„Ohe, dem Vater hocht der Satan im Genick!“

Da polterte Panfraz durch die Werkstatt, trieb den Gesellen an die Luft, gerbte dem winselnden Lehrling das Fell und trat ob des Gelichers in der Küche abermals mit Sohle und Absatz so hart wider die Tür, daß sie glatt aus den Angeln krachte und mittlings geborsten in Splitter fiel.

„Alle, alle habt ihr Schuld, daß die Wolken regnen und das Geld klamm ist, fressen könnt ihr, sonst nix, gar nix!“ — Und schnaubend stolperte er wieder zurück, leer war die Schmiede, nur blauer Qualm floss unterm Dach entlang zum Tor hinaus, und die Kohlen knisterten durch die Esse. Da ließ der Riese seine ganze Wut am roten Eisen aus, er drehte und hämmerte und bog und schlug, so hart, so laut, so fest, daß ringsum glühende Sterne tanzten und Brocken Stahls hinausflogen aus dem Tor, hinein in zischende Regenspüßen. Und er zählte jeden Schlag, wie eine Glocke klang der schwarze Amboß, und Panfraz, naß vom Schweiß, sprach seine Verse im Takt dazu:

„Nichts ist mehr gut, nichts ist mehr schön, die Welt ist ein Pfuhl, nichts macht mehr Freude, alles hat' ich in Stücke, alles!“

Und erging sich so bald eine Stunde, denn nistete einmal der Zorn in ihm, dann schien ein Sabbath von Teufeln gekommen, und sein Weib saß zumeist bei den Kindern und weinte. Und als er da stand, zottig und stier, sich mit dem Handrücken den Ruß von der tropfenden Stirn zu reiben und wieder den dicken Hammer zu schwingen, alles in Stücke zu hacken, da nichts mehr schön sei auf der Welt, da fiel ein Marienkäfer, klein und rot, niedlich getupft mit schwarzen Punkten, mitten auf den Amboß, just genau auf die Stelle, wo des Meisters Zorn eine Grube ins Eisen gehauen hatte.

Panfraz setzte die Beine breit und staunte wie ein Knabe. Der Hammer glitt aus seiner schmierigen Pranke, fiel dumpf auf den Boden; gerade, feck und ordentlich schob er die Mühe auf dem Schädel zurecht, wischte am Lederschurz die Hände entlang, klappte sie lustig zusammen und bückte sich:

„Schau an . . .“

Nun schnalzte er, wie wenn man ein Käglein lockt, und drehte vergnügt die Augen.

„Da — da“, hier lächelte er; „wahrhaftig, hohoho, ein Marienkäfer“, und glücklich streckte er den klobigen Zeigefinger aus, ließ das Tierchen darauf steigen, hob es dicht vor seine borstigen Lippen und schnalzte wiederum: „Wie schön — wie schön, ein Marienkäfer“, und rief seine Frau, und rief die Kinder, und rief den Lehrling von der Straße, den Gesellen dazu, der naß war vom Regen, und zeigte ihnen das kleine, göttliche Wunder: „Wie schön, auf dem Amboß saß er, hier, dort auf dieser Stelle, wie leicht hätt' ich ihn treffen können, wie leicht, wie schön, hohoho . . .!“

Stand und Aussichten des deutschen Luftverkehrs.

Von Ernst Kredel.

Es ist ein Zeichen unseres schnellebigen Jahrzehnts, zugleich aber ein Beweis für die wichtig vorwärts drängende Entwicklung der Zivilisation, daß zu derselben Zeit, in der viele Menschen in den Vorgängen des Fliegens noch etwas Fremdartiges sehen, andere bereits von Handelsluftfahrt sprechen und diese als selbständigen Zweig der modernen Verkehrswirtschaft behandeln.

Wenn man sich nun heute schon gerade in Deutschland dieses Ausdrucks für die Bewegungen im Luftreise- und -warenverkehr bedient, so ist dabei der Gedanke leitend, daß außer der beschränkten luftsporthlichen Betätigung in Deutschland die Ausnutzung des Luftraums ausschließlich friedlichen Zwecken dient und auf Handel und Verkehr gerichtet ist.

Die Deutsche Luft-Hansa, die seit dem Zusammenschluß der beiden alten Luftverkehrsgesellschaften Aero-Flod und Junfers einziger Träger der deutschen Luftverkehrsbestrebungen ist und innerdeutschen sowie in Gemeinschaft mit zahlreichen ausländischen Luftverkehrsgesellschaften internationaler Luftverkehr betreibt, hat während des vergangenen Jahres auf einem Streckennetz von über 50 Linien etwa 120 Verkehrsflugzeuge in Betrieb gehabt, die ausnahmslos nach den Gesichtspunkten des Luftverkehrs gebaut worden sind. Diese 120 Handelsflugzeuge waren Typen der bekannten Flugzeugbaufirmen Albatros, Dornier, Junkers, Fokker, Focke-Wulff, Rohrbach, Udet. Alle Maschinen sind Kabinen-Flugzeuge, die Personen und Post und teilweise auch Fracht befördern. Gerade jetzt hat die Luft-Hansa die Jahresstatistik herausgegeben, die bezüglich der im regelmäßigen Streckenverkehr zurückgelegten Flugkilometer eine Steigerung um 24% gegenüber dem Jahre 1925 brachte. Während des Sommers wurden 15 ausländische und 57 deutsche Häfen regelmäßig angeflogen. Die Ergebnisse des zum ersten Male in großem Umfang eingerichteten Winterluftverkehrs bleiben gleichfalls hinter den Erwartungen nicht

zurück. Insgesamt hat sich

die Passagierbeförderung um	50,3 %
„ Fracht- und Gepäckbeförderung um	115,0 %
„ Postbeförderung um	86,4 %

gegenüber dem Vorjahre gehoben. Diese wenigen Zahlen mögen zeigen, wie außerordentlich der Aufschwung der jungen deutschen Handelsluftfahrt ist. Besonders auffällig ist dabei die Steigerung, welche die Fracht- und Postbeförderung erfahren hat. Diese günstige Entwicklung der deutschen

Handelsluftfahrt, die erst auf ein achtjähriges Bestehen zurückblicken kann, ist außer auf den hohen Stand der Flugzeugbautechnik zurückzuführen auf die vorbildliche Organisation des Luftverkehrs. Wir sehen hier als den Organisationsmittelpunkt die Deutsche Luft-Hansa, zwar mit staatlichen Subventionen unterstützt, aber privatwirtschaftlich aufgezo-

gen und nach dem ökonomischen Prinzip arbeitend. Sie stützt sich auf alle Verkehrsflugzeug-Bau-firmen und hat in der Auswahl ihrer Maschinen freie Hand. Neben ihr die regionalen Luftverkehrsgesellschaften, die jedoch meistens keinen eigenen Flugzeugpark haben und keinen Luftverkehr betreiben, sondern in ihrem Bezirk, z. B. den Ländern, Provinzen und Kommunen, vorbereitend und ergänzend tätig sind. Unterstützt das Reich in erster Linie die Auslandsstrecken, so betreuen die Länder und die regionalen Gesellschaften die innerdeutschen Strecken. Im Rahmen dieser Organisation läßt es sich die Deutsche Luft-Hansa besonders angelegen sein, die Faktoren der Wirtschaftlichkeit zu pflegen bzw. zu steigern:

Schnelligkeit, Sicherheit, Regelmäßigkeit, Billigkeit. Über die Schnelligkeit ist nicht mehr zu sagen, als daß das Handelsflugzeug im Durchschnitt dreimal schneller als das bisher schnellste Verkehrsmittel ist. In der Schnelligkeit des Flugzeuges liegt daher die Hauptbedeutung des Luftverkehrs.

Ein Beispiel für die im Luftverkehr bereits vorhandene Sicherheit und zu-



gleich für die Regelmäßigkeit des Verkehrs sind die zwischen London und Berlin in der Zeit von Januar bis Dezember 1925 ausgeführten Flüge. Von 1232 flugplanmäßig vorgesehenen Starts wurden 1138 tatsächlich durchgeführt. Das bedeutet einen Prozentsatz von 92,4. Auf der Strecke Berlin-Hamburg-Berlin ergab sich in demselben Jahr eine Regelmäßigkeit von 96 %, zwischen München und Innsbruck eine solche von 95 %. Der Regelmäßigkeitskoeffizient des Jahres 1926 ist nicht geringer. Zugleich sind diese Zahlen ein be-
redtes Zeichen für die Sicherheit des deutschen Luftverkehrs, ereignete sich doch 1926 nur ein einziger Unfall mit für Flug-
gäste tödlichem Ausgang, der überdies auf höhere Gewalt zurückzuführen sein dürfte.

Befonders umstritten ist die Billigkeit des Luftverkehrs. Während bisher die Flugpreise gleich den Beförderungspreisen der I. Klasse der Eisenbahn waren, ist man der Öffentlichkeit in diesem Winter insofern entgegengekommen, als man die Preise teilweise bis zu 25 % herabgesetzt hat, so daß sie während des Winterluftverkehrs den Preisen der II. Klasse der Eisenbahn gleichkommen. Wenn die Preise dem Publikum heute noch hoch erscheinen, so muß doch immerhin berücksichtigt werden, daß die Kosten für den Antrieb des Flugzeuges relativ höher sind als die anderer Verkehrsmittel. Eine Wandlung zum Besserendürfte hier die Entwicklung bringen, die ja kaum aus ihren Anfängen herausgetreten ist.

Während man so feststellen kann, daß die innere Lage des deutschen Luftverkehrs von Jahr zu Jahr mehr gefestigt dasteht, sind auch nach außen hin in der Luftpolitik und Luftverkehrspolitik beachtliche Erfolge zu verzeichnen. Seit 1921 waren dem deutschen Luftverkehr und Verkehrsflugzeugbaustarke Fesseln angelegt durch die Begriffsbestimmungen des Londoner Ultimatums, die einen Wettbewerb mit dem Aus-
lande unmöglich machten. Alle bisher im deutschen Luftverkehr verwendeten Flugzeuge sind unter dem Druck dieser Begriffsbestimmungen gebaut, auch die mehrmotorigen Großmaschinen. Das vergangene Jahr hat uns durch den positiven Ausgang der Pariser Luftfahrtverhandlungen endlich die Lösung von den Beschränkungen des Verkehrsflugzeugbaues gebracht, so daß der deutsche Luftverkehr sich nun frei entfalten kann. Allerdings darf man nicht vergessen, daß eine Reihe von Beschränkungen, z. B. des Flugsports, bestehen geblieben sind. In Auswirkung der Luftfahrtverhandlungen wurde ferner das besetzte Gebiet für den Luftverkehr freigegeben und vor allem der erste deutsch-französische Luftweg Berlin-Paris eingerichtet. Noch eine Reihe anderer Erfolge brachte uns das letzte Jahr. Die verkehrspolitischen Verhandlungen mit Italien führten zu dem Ergebnis der Vorbereitung einer transalpinen Linie nach Rom. Die Ein-

richtung der direkten Luftverbindung Berlin-Wien über Prag steht unmittelbar bevor, und erst jüngst berichteten die Blätter, daß im Laufe des Sommers mit der Herstellung der unmittelbaren Verbindung Berlin-Basel-Marseille-Barcelona-Madrid gerechnet werden kann.

Das bisherige deutsch-mitteleuropäische Luftverkehrsnetz wächst sich immer mehr aus zu einem gesamteuropäischen. Wenn Europa auch viele politische Grenzen hat — eine wirtschaftliche und Verkehrseinheit gegenüber den anderen Kontinenten bildet es doch seit langem, eben seit der Erscheinung der modernen Verkehrs- oder Weltwirtschaft; deshalb ist die zwangsläufige verkehrspolitische Entwicklung des Luftverkehrs in der angedeuteten Richtung nichts anderes als eine notwendige Ergänzung dieser Verkehrseinheit. Besonders günstig für den deutschen Luftverkehr ist die geographische Lage Deutschlands.

Alle Luftverkehrslinien der um Deutschland herum liegenden Staaten führen über deutsches Gebiet. Berlin bezeichnete daher erst kürzlich ein unvoreingenommener Beobachter, der Chef der englischen Zivilluftfahrt Branker, das Luftkreuz Europas. Wer überhaupt die Bedeutung des Luftverkehrs für die Wirtschaft eines Volkes anerkennt, dem wird einleuchten, daß der verkehrsgeographische Vorteil der Lage Quellen wirtschaftlicher Kraft birgt, die dem Wiederaufstieg Deutschlands nutzbar gemacht werden müssen.

Das Jahr 1926 hat mit dem inneren Aufbau der Luftverkehrsorganisation und zugleich mit der Vereinigung der luftpolitischen Atmosphäre abgeschlossen.

Luftverkehr ist seiner Natur nach Weltluftverkehr! Darum, nachdem der Luftverkehr in Europa feste Formen angenommen hat, muß in Verfolgung des wirtschaftlichen und kulturellen Zieles die Überquerung der Kontinente und Ozeane in Angriff genommen werden.

Zwar kennen wir viele Weltflüge, doch waren sie meistens durch nationale Prestigegründe diktiert. Das verflossene Jahr brachte jedoch einige Flugexpeditionen, die ausschließlich wirtschaftliche Forderungen beobachteten. Erwähnt möge nur sein der Transozeanflug des Spaniers Franco über den Ozean nach Südamerika mit einem deutschen Dornier-Wal-Flugboot, die Ostasien-Expedition der Deutschen Luft-Hansa nach Peking mit zwei Junkers-Großflugzeugen sowie der Flug, den Mittelholzer, ebenfalls mit einer Dornier-Komet-Landverkehrsmaschine durch Afrika zur Zeit unternimmt. Auf diesem Gebiet der Herrichtung des Erdraumes als Basis für das Flugzeug als Verkehrsmittel finden wir neben der notwendigen organisatorischen Ausgestaltung des nationalen Luftverkehrs die Aufgaben, die den Luftfahrt-Nationen gestellt sind und denen ein Großteil der Arbeitskraft dieses und der nächsten Jahre gewidmet sein wird.



Aus dem Abnormitätenschatz der Tierwelt.



Der Nasenaffe (Borneo).

Von Dr. J. Bergner.

Der Nasenkomiker.

Wie wichtig die Nase für den Ausdruck des Gesichtes ist, das zeigt so recht der Nasenaffe von Borneo, dessen imposanter Riecher förmlich zum Vergleichen mit dem Gesichtserker des Menschen herausfordert. Während aber eine kühn entwickelte Nase dem Männerantlitz einen kraftvoll entschlossenen Zug verleiht, wirkt hier das Übermaß nur komisch, wenn der rotbraune Bursche seinen „Rest des Rüssels“ auf und ab bewegt oder gar um das Doppelte verlängert — Fähigkeiten, die einem Zirkusclown ein Kapital bedeuten würden! Das alte Männchen, dessen Größe etwa der eines dreijährigen Kindes gleicht, ist denn auch stolz auf solchen „Schmuck“ und schützt ihn ängstlich mit den Händen. Seine Ehehälfte und die Jungen tragen ja nur Stupsnäschen! Von solcher Größe seiner Nase nun aber auf ein ebenso entwickeltes Geruchsvermögen zu schließen, wäre verfehlt. Es ist vielmehr in voller Rückbildung begriffen, denn der baumlebende Affe ist kein Nasentier im Sinne unserer Herden- oder Raubtiere, die sich ganz vom Geruchssinn leiten lassen.

Das Almiqui.

Wie die meisten vom Festland weit entfernten Inseln zeichnen sich auch die unter dem Namen Westindien bekannten Antillen durch eigenartige Tierwelt aus. So sind besonders die auf Haiti und Ruba lebenden Almiquis, wie sie in der Landessprache heißen, merkwürdige Geschöpfe. Sie ähneln unsern Spitzmäusen und gehören wie diese zur Ordnung der Insektenfresser.

Unser auf Haiti heimisches Solenodon paradoxus erreicht jedoch die Größe eines wilden Kaninchens. Sein langes Borstenkleid ist von brauner

Farbe, während Kopf und Bauch weißlich sind; die auf Ruba lebende Art ist dagegen mehr schwärzlich und in den helleren Partien gelb getönt. Tagsüber halten sich diese Schlitzrüssler, wie man die ganze Familie nennt, ver-

borgen, um erst gegen Abend ihre Nahrung zu suchen. Außer Insekten macht das Almiqui auch auf kleine Säugetiere Jagd, die es mit seinen scharfen, besonders an den Vorderfüßen wohlausgebildeten Krallen wie ein Raubvogel zerreißt. Es wird leicht zornig, sträubt die Borsten und läßt dann seine durchdringende Stimme hören, die bald an das Grunzen des Schweines, bald an Vogelgeschrei erinnert. Wie berichtet wird, sind die im Gebirge häufigen Tiere leicht zu fangen, da sie bei Verfolgung den Kopf mit dem empfind-



Das Almiqui (*Solenodon paradoxus*) von Haiti.

lichen Rüssel verstecken; im übrigen aber ruhig liegen bleiben, so daß man sie am Schwanz ergreifen kann. In der Gefangenschaft sind Almiquis nicht leicht zu halten.

Der Tiere Fahnenenträger.

Bandeira oder Flaggenenträger nennen die Brasilianer den großen Mähnenameisenbären nach seinem mächtigen Schweife. Ein abenteuerliches, hochinteressantes Tier, das ungeachtet seiner Größe — es erreicht eine Gesamtlänge von 2 m — doch nur von Ameisen, Termiten, Würmern u. dgl. lebt, da ihm nicht nur die Zähne fehlen,

sondern auch sein winziger, nur daumengroßer Mund jeden größeren Happen ausschließt. Der lange, röhrenförmige Teil des Kopfes ist überhaupt nur das Etui für die wurmförmige schwarze Zunge, die bis zu einem halben Meter sich behend herausstreckt, um wie mit einer Leimrute die kleine Beute festzuhalten. Es ist ein nützliches

Tier in seinem Heimatlande, dem Osten Südamerikas, wo Ameisen und Termiten eine wahre Landplage bilden. Und dazu ist es auch ein friedliebendes Wesen, das nur in der Notwehr sich „auf die Hinterbeine setzt“, um mit den fürchterlichen Krallen



Großer Ameisenbär von Südamerika (*Myrmecophaga jubata*).

seiner Vorderfüße sich des Gegners zu erwehren. Die Eingeborenen töten diesen Ameisenbären durch Schläge auf den Kopf um seines wohlschmeckenden Fleisches und des Felles willen, das eine zwar rauhaarige, aber hübsche Decke gibt.

Ein merkwürdiger Panzerträger.

Mit einem verwachsenen Tannenzapfen könnte man wohl das Schuppentier vergleichen, denn schindelartige Platten decken seinen etwa meterlangen Körper.

Nur dessen Unterseite und die Innenfläche der Beine bleiben frei von den Horngelbten, die sich im Laufe der Jahrtausende aus verschmolzenen Haaren entwickelten. Diese Teile bedürfen des Schutzes nicht, da sich das harmlose Geschöpf im Augenblicke der Gefahr wie unser Igel einrollt, so daß die scharfkantigen Schuppen wie Messerklingen starren. Es sind seltsame Wesen, diese Schuppentiere, die in Afrika und

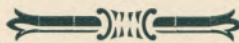


Afrikanisches Schuppentier (*Pholidotus giganteus*).

Indien in selbstgegrabenen Höhlen leben und sie meist erst des Nachts verlassen. Sie sind dann keineswegs so schwerfällig, wie man von Panzerträgern wohl vermuten könnte.

Einige Arten laufen sogar aufrecht auf den Hinterbeinen oder klettern geschickt mittels der scharf bekrallten Füße und des Schwanzes. Ebenso überraschend ist es, daß sie keine Zähne haben, sondern ihre Nahrung, vor allem Ameisen und schädliche Termiten, deren Bauten sie

aufwühlen, sich mit der wurmförmigen Zunge einverleiben.



Fische und der elektrische Strom. Ganz eigentümliche Beobachtungen über die physiologische Wirkung des elektrischen Stromes sind an Jungfischen (Forellen, Bitterlingen, Hechten) gemacht worden. Die Tiere stellen sich nämlich im stromdurchflossenen Wasser so ein, als ob tatsächlich eine fühlbare Wasserströmung vorhanden wäre. Die Versuchsanordnung (Abb. 1) ist etwa so zu denken: Die Fische befinden sich in einem Aquarium. An zwei einander gegenüberliegende

Wände des Aquariums hängt man die Elektroden, die aus chemischen Gründen am besten aus Platinblech bestehen sollen. Schließlich genügt aber auch Eisenblech. Verbindet man die Elektroden mit einer Gleichstromquelle, so stellen sich alle Fische in die Richtung des Stromes (Abb. 1); bei Wechselstrom stellen sich die Tiere senkrecht zur Strombahn (Abb. 2).

Dieser Zustand dauert freilich nicht lange, denn nach und nach tritt die tiefer gehende Wirkung des elektrischen Stromes hinzu: die Fische geraten in eine Art narkotischen Betäubung, aus der sie erst nach Unterbrechung des Stromes wieder aufwachen, um alsbald in einen hypnotischen Zustand zu verfallen, aus dem man sie durch bloßes

Berühren mit dem Finger wecken kann. Allzu lange Ausdehnung des Versuchs führt jedoch natürlich zum Tode der Tiere.

Dieser „elektrohypnotische“ Zustand läßt sich auch an anderen Tieren beobachten, z. B. an Fliegen, am besten an den großen blauen Schmeißfliegen. Das Verfahren ist einfach. Als Versuchsgerät braucht man

lediglich ein Glas mit Wasser und einen der häufigsten Elektrifizierungsapparate; außerdem muß man natürlich einige „Brummer“ fangen. Die Tiere werden ins Wasser geworfen und einige Male untergetaucht, damit auch die Flügel naß werden und die

Flucht erschwert wird. Dann taucht man einen der Handgriffe des Elektrifizierungsapparates ins Wasser und berührt mit dem anderen die Fliege. Sie ist sofort betäubt und bleibt auch vorläufig betäubt liegen, wenn man sie aus dem Wasser herausnimmt. Nach kurzer Zeit (etwa nach fünf Minuten) gelingt es aber bereits, das Tier durch leichtes Berühren mit dem Finger wieder „munter“ zu machen. Es brummt freudig auf dem Boden umher, fällt jedoch bald abermals in den hypnotischen Zustand. Erneutes Berühren bringt neues Erwachen, bis die Fliege schließlich wieder ganz „bei Bewußtsein“ ist und endlich davonfliegt.



Abb. 1. Fische unter der Einwirkung von Gleichstrom. Die Fische stellen sich in die Stromrichtung.

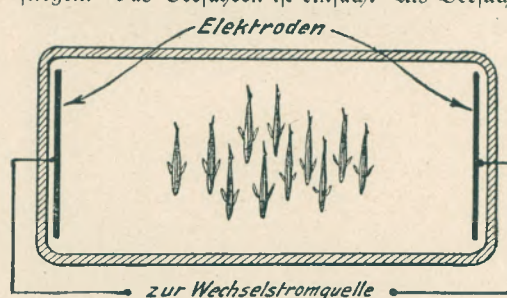


Abb. 2. Fische unter der Einwirkung von Wechselstrom. Die Fische stellen sich senkrecht zur Strombahn.

Astronomisches vom März 1927.

Von Prof. E. Hülshöffer.

Nach dem ältesten römischen Kalender begann das Jahr mit dem März als erstem Monat; daß dieser bei der Einstellung der damaligen römischen Staatsverfassung dem Kriegsgotte Mars geheiligt wurde und nach ihm den Namen erhielt, ist leicht verständlich. Kaiser Karl der Große wünschte für ihn die deutsche Bezeichnung „Lenzmonat“ eingeführt. Während dieses Jahresabschnittes wandert die Sonne durch das Sternbild der Fische in das des Widders und tritt dabei am 21. März in den Äquator, wodurch sie uns die „Tag- und Nachtgleiche des Frühjahres“ beschert. Von diesem Zeitpunkte an werden die Tage wieder länger als die Nächte.

Die Lichtspenderin geht einer kritischen Zeit entgegen, denn auf ihrer Oberfläche traten schon seit Mitte vorigen Jahres hin und wieder starke Fleckengruppen auf, die in diesem Jahre ihr „Maximum“ erreichen dürften. An den ersten klaren Sonnentagen des vorigen Monats waren solche Gruppen zu mehreren gleichzeitig und in gewaltiger Ausdehnung mit freiem Auge erkennbar. Zur Beobachtung um Mittag benutze man entweder das Spiegelbild des Gestirns in einem größeren Wasserbehälter oder ein in der Kerzenflamme beruhtes Glas.

Im Vergleich mit den Karten der Vormonate zeigt die des März die große Verschiebung der zur bestimmten Beobachtungsstunde über unserem Horizont aufleuchtenden Sternbilder. Einmal fällt das am Osthorizont auf, wo jetzt die Sommerbilder: Jungfrau mit Spica und vor allem Bootes mit Arktur (letzterer Stern in der Verlängerung der Verbindungslinie der beiden äußersten Deichselsterne des Großen Bären) wieder sichtbar werden. Nicht weniger markant hebt sich das aber auch im Süden hervor, da er lichtärmer wird, weil die bisherigen Glanzbilder dort: Fuhrmann, Stier, Zwillinge, Orion, bereits gegen 8 Uhr abends im Westen zum Untergang neigen.

In das Planetenbild kommt etwas mehr Leben, besonders schon durch Venus, die als strahlender Abendstern nach Sonnenuntergang die Augen auf sich ziehen wird. Ihre Untergangszeiten verschieben sich während des Monats von 7 Uhr 40 Min. abends am 1. März auf 9 Uhr 10 Min. am 31. März. Merkur wird unsichtbar, er steht Mitte März vor der Sonne in sogenannter unterer Konjunktion mit ihr. Mars bleibt noch bis 1 Uhr nachts über dem Hori-

Sternbilder im NO-Quadrant.

1. Vega der Leier und daneben ein Teil des Schwans. 2. Drache. 3. Kleiner Bär. 4. Herkules. 5. Großer Bär. 6. Jagdhunde und Haar der Berenike. 7. Krone. 8. Bootes mit Arktur

1. Jungfrau mit Spica. 2. Großer Löwe mit Regulus. 3. Rabe. $\odot$ Ne = Neptun.

Sternbilder im SO-Quadrant.

Sternbilder im NW-Quadrant.

1. Cepheus. 2. Cassiopeia. 3. Andromeda. 4. Perseus. 5. Fuhrmann mit Capella. 6. Widder. $\odot$ Ve = Venus.

$\odot$ Ma = Mars.

1. Stier mit Aldebaran. 2. Zwillinge mit Castor und Pollux. 3. Orion mit Beteiguse und Rigel. 4. Großer Hund mit Sirius. 5. Kl. Hund mit Prokyon. 6. Krebs. 7. Wasserschlange.

Sternbilder im SW-Quadrant.

März-Bild des Sternhimmels im rheinisch-westfälischen Industriegebiet zu Monats-Anfang 10 Uhr, Mitte 9 Uhr und Ende gegen 8 Uhr abends.

Zeichen-Erklärung:

Sterne: $\star$ 1. Größe; $\star$ 2. Größe; $\bullet$ 3. Größe; $\bullet$ 4. Größe; $\odot$ Mond; $\circ$ Planeten; $\#$ Nebel und Sternhaufen. Sterne 1. Größe haben in jedem Sternbild besondere Namen, die angegeben sind.

zont, aber recht lichtschwach. Jupiter ist, ebenso wie Merkur, dicht bei der Sonne, mithin unsichtbar. Saturn kommt langsam in etwa in Sicht, denn er geht Ende März bereits vor Mitternacht auf, aber tief am Horizont im Südosten. Von den beiden nur mit Instrument zu beobachtenden äußersten Planeten ist Uranus unsichtbar, jedoch Neptun kann an der alten Stelle neben Regulus im Großen Löwen schon mit schwächeren Gläsern verfolgt werden.

Die Mondgestalten sind, soweit es der Kartenbereich zuläßt, eingetragen. Neumond ist am 3. März morgens 8 Uhr, erstes Viertel am 10. März mittags, Vollmond am 18. März morgens 11 1/2 Uhr und letztes Viertel am 26. März 12 1/2 Uhr mittags.

Das Zodiakallicht wird in ländlichen Bezirken, fernab von künstlichen Lichtquellen und Dunstkreisen, zu erkennen sein. Es erhebt sich als schwache Lichtpyramide etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang im Westen von der Untergangsstelle aus hoch hinauf; in schräger Richtung durch die Sternbilder der Ekliptik bis etwa zum Aldebaran im Stier.

Jeder Tag ist ein neues Leben, jedes Erwachen und Aufstehen eine kleine Geburt, jeder frische Morgen eine kleine Jugend und jedes Zubettgehen und Einschlafen ein kleiner Tod.

Schopenhauer.



Die Hausfrau als Hüterin der Gesundheit.*

Von Dr. Otto Neustätter, Hellaerau.

I. Von der Ernährung.

Durchgreifende Änderungen haben sich in der Stellung der Frau im Haus und in der Volksgemeinschaft im Lauf der letzten Jahrzehnte besonders durch Krieg und Revolution, aber auch durch die vollständige Neugestaltung des Wirtschaftslebens und die ideell andersgeartete Auffassung vom Wesen der Frau vollzogen. Wo immer aber die Familie besteht, wo also ein Haushalt von der Frau selbst geführt oder auch nur geleitet wird, da wird die Frau stets auch die eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben: für die Gesundheit der Familienmitglieder Sorge zu tragen. Das war schon so vor Tausenden von Jahren, wo das Weib bei den alten Germanen wie bei anderen Völkern als Pflegerin der Verwundeten, als weise Kennerin der Heilkräuter und der sonstigen bescheidenen Heilmaßnahmen ihres Amtes waltete. An dieser fürsorgenden und vorsorgenden Tätigkeit, die im Charakter des Weibes ihre Quellen seelischer Art hat, wird auch der Umsturz der Zeiten nichts ändern.

Wohl aber hat die neue Zeit damit begonnen, wie so viele andere Aufgaben der Hausfrau, auch diese aus dem Nebel gutgemeinten, aber unklaren Gelegenheitshandelns herauszuheben ins klare Licht bewußten Zielstrebens. Es genügt unserem Empfinden von Verantwortlichkeit nicht mehr, daß die Frau all diese wichtigen Aufgaben nun gerade, wie sie sich zufällig ergeben, an sich herantreten lassen soll und dann nach bestem Wissen oder richtiger Unwissen draußlos entscheidet und handelt. Gewiß wäre es verkehrt, wenn man nun ins andere Extrem verfallen würde und die Frau zur Hausärztin machen wollte, die den Arzt ersetzen und selbst alles kurieren soll. Sowenig die Frau im Hause Seife, Kerzen, Leinwand, Stiefel u. a. heute noch selbst herstellen wird, ebensowenig, ja noch weniger soll sie versuchen zu glauben, sie könne die Einzelkenntnisse und technischen Fähigkeiten sich kritisch aneignen, die ein Arzt nur in langem Studium sich erwerben kann und muß. Wohl aber gibt es sehr viel für die Frau gleichsam als Vorposten des Arztes zu tun, um den Feinden der Gesundheit rechtzeitig mit all den Mitteln moderner Gesundheitspflege und Krankheitsbehandlung entgegenzutreten; als Nachhut, um dem, was der Arzt immer nur in kurzen Umrissen andeuten kann, die richtige, wohlüberwachte Ausführung zu sichern.

Es ist der ausgesprochene Zweck dieser Zeilen, der Frau die Augen zu öffnen für die vielen und großen Aufgaben, die ihr in dieser Richtung gestellt sind; das nötige Einzelwissen zu vermitteln, ist in kurzen Worten nicht möglich.

Gesundheit ist nicht nur ein Geschenk der Natur und des Geschicks. Gesundheit ist etwas, wozu wir durch Vernunft und richtiges Verhalten sehr viel beitragen, woran wir durch Unvernunft und Nichtbeachtung von Warnungssignalen sehr viel Schaden anrichten können. Es handelt sich deshalb darum, bei allen den täglichen Obliegenheiten im Haushalt sich überhaupt einmal bewußt zu werden, daß sie auf die Gesundheit Bezug haben können, und dann die Wege zu gehen, die nützen, andere zu vermeiden, die schaden.

Das Aufgabengebiet, das hier in Betracht kommt, ist fast unbegrenzt. An erster Stelle steht die Ernährung der Familie! Man hat bisher nur von einer Koch„kunst“ gewußt. Zu ihr, wollen wir einmal sagen, muß die Koch„wissenschaft“ treten. Die Frau muß wissen nicht nur, wie gekocht werden soll, sondern auch, was gekocht werden soll, und zwar nicht nur, um den Magen des gestrengen Hausherrn zu befriedigen und seinen Gaumen zu erfreuen, sondern um das Richtige und Nötige, für das dauernde Gedeihen der Jungen und Alten Erforderliche, zu bringen. Dies braucht durchaus nicht gleichbedeutend zu sein mit dem, was wir gerade essen und genießen möchten; und um für das ausgegebene Geld das Bestmögliche zu erlangen, kommt nicht nur das Bestschmeckende — obgleich Qualitätskenntnis sehr wichtig ist —, sondern vor allem das für die Gesundheit Beste in Betracht. Dabei werden die Frauen sich an die neueren Forschungen halten müssen, die manches, was bisher als Luxus erachtet worden ist, als außerordentlich gesundheitsfördernd erkennen lassen, weshalb die Ausgaben dafür nicht gescheut werden dürfen. Es handelt sich da vor allem um Obst, Salate und Gemüse, deren Wert man nicht nur nach ihrem Nährgehalt einschätzen kann. Darin stehen sie freilich hinter Fleisch, Eiern, Käse und Milch weit zurück. Trotzdem haben sie große Bedeutung als Ernährungsförderer. Auch Milch — in Form von saurer oder Buttermilch ebenso wertvoll wie z. B. in der teureren des Joghurt — verdient viel mehr Verwendung, dagegen läßt sich an Fleisch viel sparen, wenn man der Gefrierfleischabneigung nicht huldigt und den Wert von Fisch und Käse richtig einschätzt. Neuere Untersuchungen haben auch gezeigt, wie sehr es auf die richtige Art des Kochens ankommt, wie zu lange Gekochtes, Aufgewärmtes, in der Kochkiste Gargekochtes weniger nährt als frisch Bereitetes, halb oder ganz Rohes, das wenigstens immer zugegeben werden soll, wodurch sich an Menge der Nahrungsmittel fast ein Drittel, ja noch mehr einsparen läßt, ohne die Ernährung geringwertiger zu gleichen. Nicht immer hat jedes Mitglied der Familie den gleich robusten Magen. Auch da muß die Hausfrau ab- und zuzugeben verstehen; sie erspart den Jhren damit Magenstörungen, langwierige Diäten, Badereisen.

* Mit freundlicher Genehmigung der Franckschen Verlagshandlung Stuttgart dem Hausfrauentaschenkalender 1927 entnommen. (Vgl. Besprechung im Januarbüchermarkt.)

Vom „Zeit haben“.

Von Clara Priess.

„Ich habe keine Zeit“ — das ist eine der vielgebrauchtesten und verlogensten Phrasen unserer Zeit. Gewiß, es gibt Stunden und Zeiten, wo wir keine Zeit haben, d. h. wo eine bestimmte Arbeit oder Anforderung uns ganz braucht. Aber immer wieder kommt naturgemäß nach dieser Anspannung die Entspannung. Niemand hält es ohne Ruhestunden, ohne „Zeit haben“ aus.

Leider sind wir in unserm armen, durch „Friedens“verpflichtungen aller Art in Anspruch genommenen Deutschland weniger denn je in der Lage, beliebig Zeit zu haben. Auch die Hausfrau und Mutter arbeitet meist weit über das Maß hinaus. Aber gerade ihr ist es auch möglich, Ruhepausen einzuschieben, ihre Arbeit vernünftig einzuteilen und zu organisieren, so daß ihr immer noch freie Zeit bleiben kann.

Aber an dieser Einteilung und Einstellung fehlt es heute überall. Das Zeitalter der Technik hat uns eine wüste Hecke gebracht und läßt uns auch in den Erholungspausen nicht zu Atem kommen. Man muß sich schon auf sich selbst besinnen und sich wehren, um da seine Seele zu retten.

Dabei ist von der althergebrachten ruhigen Hausarbeit uns Frauen von heute soviel abgenommen — wir brauchen nicht mehr Brot zu backen, Lichter zu gießen, das Leinzeug zu spinnen und zu weben usw. Dafür sind freilich die Beengungen in den Wohnverhältnissen, die Nervosität der hart ums tägliche Brot ringenden Männer, die Ansprüche der Kinder stark gestiegen und die äußeren und inneren Lebensbedingungen fast überall schwerer geworden.

Um so mehr gilt's, daß wir Frauen und Mütter uns hier besinnen, Maß und Ziel zu suchen.

Nach einem alten Volksspruchwort ist die Frau des Hauses Herz. Wir spüren alle, wie des Herzens Rhythmus ausschlaggebend für den Körper ist — wie ein unruhiges Herz alles unruhig macht und aus dem Takt bringt. Wir alle kennen Frauen und Mütter, die in einem tiefen seelischen Sinn Takt und Rhythmus haben und an Mann und Kinder weitergeben. Wahrscheinlich aber kennen wir viel mehr Frauen, denen jede Ruhe und Sammlung fehlt, die ihren Tag wie ein wildgewordenes Uhrwerk abschmurren lassen — die zu spät zu Bett gehen und zu spät aufstehen, verheßt zum Mittagessen kommen, immer Verabredungen und Anproben haben und überall klagen, daß sie nie Zeit hätten — — — oder andere, die immer Reinemachen oder Wäsche oder die Schneiderin haben, die ihren Haushalt im Vorkriegstempo führen wollen und jetzt an den stark veränderten Lebensbedingungen scheitern.

Man „soll“ heute so unendlich viel — das Neueste lesen und wissen, Ausstellungen besuchen, sich politisch betätigen und sozial informieren, Körperkultur, Vereinsarbeit, Eternbeirat, Kunst im Leben des Kindes treiben — überall auf dem laufenden sein (was sehr oft im wirklichen Sinn des Wortes dann auch eintrifft).

Nicht als ob all diese Betätigungen und Bestrebungen nicht an sich durchaus gut und wünschenswert wären — es ist nur ihre Fülle, die erdrückt, das Zuviel und Zuvielerlei.

Jedem ernststen Menschen kommt einmal der Tag des Erschreckens über all die Hecke, die Angst: „Wir bringen unsere Tage zu wie ein Geschwätz“. Da heißt es stillhalten und sich ernsthaft besinnen, wie und wo zu bessern ist. Wofür sollen wir denn eigentlich Zeit haben? Für uns selbst und die anderen. Für uns selbst ist voranzusetzen. Wer nicht Zeit findet, seiner eigenen Seele ihr Recht zu geben, wer nicht — wie die Kinder sagen — täglich, und sei's auch nur einen Augenblick, „Buddhaluft atmen kann“, wer seinen Körper nicht so in Pflege und Ruhe hält, daß er möglichst leistungsfähig bleibt, der sündigt nicht nur an sich selbst, sondern auch an den andern. Die „andern“ sind für die Hausfrau und Mutter zuallererst die Hausgenossen, die ihrer Obhut und Fürsorge anvertraut sind. Wer Kraft hat, mag und soll darüber hinaus mütterlich wirken, wie auch der Frau, die der Arbeit im Beruf vor allem ihre Zeit geben muß, diese Ausstrahlungen, soweit sie es schaffen kann, Pflicht und Freude sein sollen.

Vor allen Dingen gilt's also, Zeit schaffen, um Zeit zu haben für das Nötige, d. h. alles weniger Wichtige und Überflüssige abzuschieben.

Womit wir die gewonnene Muße dann ausfüllen, wo und wie wir „Buddhaluft atmen“, das ist immer nur ganz persönlich zu finden und zu lösen — vielleicht beim Lesen eines guten Buches — vielleicht auf stillen Wegen in der Natur, vielleicht in der Rhythmik des Turnens und Wanderns, vielleicht im einfachen Ausruhen und starken Stillewerden in der Einsamkeit.

Goethe mahnt: Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Nur so können wir auch unsere Kinder vor der Unruhe bewahren, die jetzt schon ihr böses Kriegserbteil ist. Auch die Jugend „soll“ zuviel. Wir Mütter müssen immer

wieder wissen und warnen, daß alles Wachstum Ruhe braucht und seinen eigenen stillen Weg geht. Und eine Rast in aller Unruhe unserer Zeit sollten für Männer und Kinder immer wieder daheim zu finden sein, bei der Mutter, die „Zeit hat“.

Wenn wir uns umschauen, werden wir finden, daß auch heute noch jeder genügend Zeit für das findet, was er am liebsten tut. Da ist soviel Zeit zum Ausgehen, Tanzen, Schundliteratur lesen usw. Da ist auch wie immer für den energisch Vollenden und Interessierten Zeit, das zu treiben, was ihm am Herzen liegt. Am Herzen sollte uns Frauen aber vor allem liegen, den Takt, den Rhythmus des eigenen Lebens und dadurch unserer Umgebung richtig einzustellen — und vor allem da für Zeit zu haben.

Zeit ist nicht Geld, sie ist viel mehr als das. Geld läßt sich wiedergewinnen — verlorene Zeit ist unwiderbringlich — ist Schuld an der eigenen Seele und den uns Anvertrauten.

„Meine Zeit steht in deinen Händen,“ — wenn wir unsere Zeit in diesem Sinne unter das Ewige stellen, wird viel Not gelöst, viel Unruhe gestillt werden.

Das Lied der Jugend.

Wie hat das Lied der Jugend nur geklungen,
Das auf der Wiese wir zum Tanz gesungen,
Wenn wir den Reigen übten, und das Abendrot
Uns sorgenfreien Kindern Feierabend bot? —
— — — Die Melodie, die wir beim Heimweg sangen,
Wenn wir den Waldweg durchs Gebüsch gegangen
Und neckend uns die kurze Zeit verkürzten —
Und später — als wir in das Leben stürzten

Wie hat das Lied der Jugend nur geklungen?

— — — Das Lied ist aus — — — — —
die Saiten sind zersprungen . . .

Panek.

Unsere Schulkinder.

Vorbereitung zum Schulgang. Wer einmal Massenunterricht gegeben hat, weiß, wie ungefamelt und abgeheft eine große Anzahl von Kindern meistens zur Schule kommt. Für Lehrer und Schüler ist es aber von größter Wichtigkeit, daß die Kinder gesammelt und mit körperlichem Wohlbefinden ihre tägliche Lernzeit beginnen. Die Mutter werde daher ihr Kind nicht erst in der letzten Minute, sondern rechtzeitig, damit das Kind allmorgentlich zu einem gewissen Maß von Körperpflege angehalten werden kann. Am besten wird der ganze Körper des Kindes mit überschlagenem Wasser abgerieben. Tägliches Zähneputzen ist wohl heute schon zu einer selbstverständlichen Übung geworden. Vor dem Waschen ist ein etwa zehn Minuten langes Luftbad, im Sommer unbekleidet bei offenen Fenstern, im Winter mit ganz leichter Kleidung (Badeanzug) im gut durchlüfteten Zimmer von ausgezeichneter Wirkung. Versteht es die Mutter, dem Kind einige einfache gymnastische Übungen beizubringen, so werden diese Luftbadminuten fast zu den frohesten des Tages gehören. (Einfache zweckmäßige gymnastische Übungen auch für Kinder siehe „Das Werk“, Heft 7, Jahrg. 1926, und Hausfrauen-Taschenkalender 1927 von Dr. Erna Meyer, S. 98.) Auch vor dem Schlafengehen ist ein solches Luftbad mit gymnastischen Übungen sehr gesund. Gymnastik darf aber keinesfalls in „Loben“ ausarten. Dann würde sie jede Sammlung und Beruhigung unterbinden.

Der Schlaf der Schulkinder. Wann soll die Mutter ihr Kind, das die Schule besucht, des Abends ins Bett stecken? Darüber sind die Ansichten sehr geteilt. Nach Meinung des Arztes soll ein Kind von sieben Jahren elf Stunden, ein neunjähriges Kind zehn Stunden und ein vierzehnjähriges Kind neun Stunden schlafen. Die Blutleere und Blutarmut der Schulkinder ist oftmals eine Folge von zu wenig Schlaf. In Schweden ist vor nicht langer Zeit eine Statistik über den Schlaf der Schulkinder aufgestellt worden, die ergeben hat, daß die Kinder, die zu wenig schlafen, um 25 % kränker sind als Kinder mit ausreichendem Schlaf.

Der Sonntag des Schulkindes. Wie freut das Kind sich auf den Sonntag! Oftmals bleibt allerdings die Vorfreude die einzige Freude, wenn die Mutter es nicht versteht, den Sonntag wirklich zu einem Festtag zu gestalten. Dazu gehört nicht viel. Leider ist es auch heute noch in vielen Familien so, daß der Sonntag dem Kinde zur Qual wird. Es muß die guten Sonntagsglieder anziehen und damit die dauernden Ermahnungen, diesen guten Kleidern keinen Schaden anzutun, über sich ergehen lassen. In dieser unbequemen Kleidung wird das Kind von Vater und Mutter auf einen Spaziergang mitgenommen und muß brav wie ein Erwachsener nebenhergehen. Solche Spaziergänge bieten den Kindern nichts; sie sind ihnen geradezu eine Qual. Oftmals endigen die elterlichen Spaziergänge in einer rauchigen Gastwirtschaft. Die Kinder sind gezwungen, stundenlang sich gleichfalls darin aufzuhalten und sich ruhig zu benehmen, was wirklich zu viel verlangt ist von dem Egoismus der Eltern. Kinder gehören Sonntags in die freie Natur, wo sie in Kleidern, die dazu geeignet sind, an denen nichts verdorben werden kann, herumstreifen können und in wirkliche Berührung mit der Natur kommen. Es muß ihnen die Möglichkeit gegeben sein, kindliche Schätze, wie Blumen, Steine usw., zu sammeln und mitzunehmen. Die Eltern, die ihren Kindern nie Gelegenheit geben können, solche Wanderungen zu machen, mögen sie Organisationen beitreten lassen, die allsonntäglich Fahrten ins Freie veranstalten. (Ch. K.)

Wie kaufe ich richtig ein?

In jedem Erwerbsunternehmen wird der Einkauf von ersten Sachleuten mit langjähriger Erfahrung besorgt. Wie steht es nun damit im Haushalt? Hat die Hausfrau im allgemeinen die Kenntnisse, die sie befähigen, zu entscheiden, ob eine Ware zweckentsprechend, gut und preiswert ist? In vielen Fällen werden wir diese Frage bedauerlicherweise mit „Nein“ beantworten müssen. In Zukunft muß die Hausfrau, um eine gute Einkäuferin zu werden, mehr von den Dingen, die sie täglich oder nur in gewissen Zeitabständen oder auch nur einmal im Leben (Möbel, Koffer u. dgl.) kauft, wissen. Sie wird dann vor Mißgriffen bewahrt bleiben und bald ein Auge für Qualität bekommen.

Baumwolle wird hergestellt aus den Samenhaaren der Baumwollfrucht. Je länger, je reiner und weicher die Fasern sind, desto wertvoller

ist die Baumwolle. Die in Ägypten gewonnene Baumwolle kennen wir unter der Bezeichnung Mako. Sie steht in bezug auf Qualität an erster Stelle.

Flachs oder Lein ist haltbarer und fester als Baumwolle. Flachs ist die beste Pflanzenfaser, die es gibt. Sie wird aus dem Bast der Flachspflanze gewonnen.

Wolle, sogenannte reine Wolle, ist ein tierisches Erzeugnis, sie wird aus dem Haarkleid der Schafe, Ziegen und Kamele gewonnen. Merinoschafe und australische Schafe liefern die haltbarste und weichste Wolle. Wolle ist viel wärmer als Baumwolle und nützt sich weniger ab.

Stoffe, zu deren Herstellung teils Baumwolle, teils Leinengarn verwendet wird, nennen wir Halbleinen. Ein gewebter Stoff entsteht durch die Verbindung zweier Systeme von Fäden, die sich rechtwinklig kreuzen. Die Längsfäden des Stoffes werden als Kette oder Kettenfäden, die Quersfäden als Schuß oder Schußfäden bezeichnet. Bei Halbleinen ist die Kette aus Baumwolle, der Schuß aus Leinengarn. Bei guten Geweben sind Schuß- und Kettenfäden möglichst gleichstark. Besonders ist beim Einkauf auf die Appretur zu achten. Mitunter werden die Stoffe mit Gips, Kartoffelmehl oder Kreide präpariert, wodurch sie 10 bis 15 % ihrer Haltbarkeit einbüßen. Beim Einkauf eines Stoffes achte man auf die Appretur. Man zerkittere den Stoff möglichst über einer dunklen Unterlage; es wird sich dabei herausstellen, ob weißer Staub abgeht. Gleichzeitig kann man in dem von der Appretur befreiten Gewebe erkennen, ob der Schuß künstlich hergestellt oder natürlich bewirkt wurde.

Reine Leinwand erkennt man an der Gleichheit der Fäden und Dichtigkeit des Gewebes. Außerdem zeigt der Stoff einen natürlichen Glanz und ist weich und elastisch. Leinwand, der Baumwollfäden beigemischt sind, ist nur ganz geübtem Auge als gefälschte Leinwand erkennlich. Es gibt aber eine ganz einfache Probe. Ein gewaschenes Stück Stoff wird in Öl getaucht. Die Leinenfäden färben sich dunkelgelb, die Baumwollfäden bleiben hell. Man kann also auf Grund dieser Probe Leinen-, Baumwoll- und Halbleinstoffe erkennen.

Bei den Baumwollstoffen sind Kette und Schuß aus Baumwolle. Mako nennt man das Gewebe, welches aus ägyptischer Baumwolle, die die beste ist, hergestellt wird. Mako wird jetzt im Handel jede bessere Qualität von Baumwollstoffen genannt, eben um die Qualität anzuzeigen. Waren, die wirklich echtes ägyptisches Mako sind, tragen einen entsprechenden Aufdruck, auf den man beim Einkauf achten sollte. (Ch. K.)

Haushaltungsarbeiten im März.

Wenn die Hausfrau die Märzsonne, diese köstlichste Vorfrühlingssonne, in ihre Wohnung strahlen lassen will, muß sie schnell ein großes Fensterputzen veranstalten. Aber nicht in der Sonne putzen, sonst werden die Scheiben blind. In das lauwarme Fußwasser gibt man einen Zusatz von Spiritus oder Calmiaß oder scharfen Essig. Ist aller Schmutz entfernt, poliert man mit Rehlleder oder nassem, zusammengeknülltem Zeitungspapier blank. Aber mit dem Putzen der Fenster allein ist es nicht getan. Die größeren Schmutzfänger sind die Gardinen, die den Ofenstaub des ganzen Winters tragen, den man erst in der ersten Märzsonne so recht sieht. Die Gardinenwäsche bildet sozusagen den Beginn des großen Frühjahrsreinemachen; man sollte damit rechtzeitig beginnen, um sich von dem großen Frühjahrschausputz möglichst zu entlasten. Rechtzeitig sollte die Hausfrau auch das Reinigen der Bettfedern besorgen lassen.

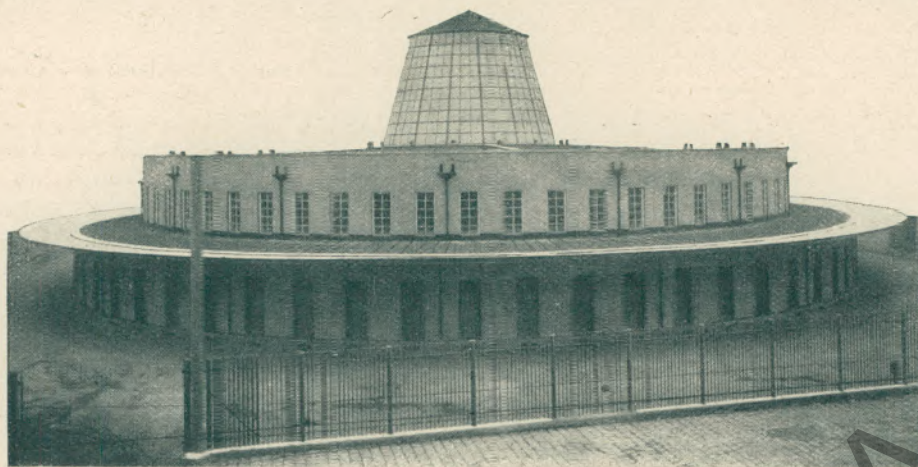
Gerade im Beginn des Monats März legen die Motten ihre Eier. Die Larven aber, die daraus schlüpfen, sind ja die Feinde unserer Kleider, Pelze, Polstermöbel und Teppiche. Darum müssen wir gerade jetzt alles nachsehen und klopfen. Polstermöbel werden beim Klopfen am besten mit einem feuchten Tuch bedeckt, auf das man klopft. Aller Staub aus dem Möbelstück sammelt sich in dem Tuch. Durch diese Methode wird erreicht, daß der Staub nicht unnötig herumfliegt.

Im März ist auch die Zeit, an die neu zu beschaffende Frühjahrs- oder Sommergarderobe zu denken. Gerade im Frühjahr ist die Haus Schneiderin schwer zu bekommen, wenn man sie nicht schon frühzeitig auf einige Tage festlegt. Die auf dem Boden oder in Schränken verwahrten Frühjahrs- und Sommerkleider sollen schon vorher gründlich durchgesehen und festgestellt werden, was davon wieder zu verwenden ist. Besonders die Schulkleider der Kinder für das neue Schuljahr müssen neu hergerichtet werden. (Ch. K.)

Zeit im Bild

Ein eigenartiges Postgebäude.

Das kürzlich fertiggestellte Paketpostamt in München bietet einen eigenartigen Anblick. Die runde Form des Gebäudes ermöglicht es, 60 Postautos gleichzeitig mit Paketen zu be-



laden. Da jeder Wagen seine besondere Ausfahrt hat, vollzieht sich der Verkehr völlig reibungslos. Das Glasdach und die zahlreichen Fenster erhellen den Raum trotz der großen Grundfläche mit einem fast schattenlosen Licht.

Phot. Het.



Die Weizenkammer Kanadas. Phot. Schert.

Getreidespeicher der kanadischen Weizenprov. Alberta, der fast 10000 Kubikmeter Weizen aufnehmen kann.



Eine schienenlose Straßenbahn. Phot. Het.

Die erste schienenlose Straßenbahn in Deutschland wurde vor kurzem in Hamburg in Betrieb genommen. Sie ist für den Nachtverkehr zwischen Hamburg, Bergedorf und Harburg bestimmt.



Phot. Industrie-Verl.

Bequemlichkeit des Alltags

Mit gepolsterten Sesseln ausgestattete englische Straßenbahnlinie.



Die Unabhängigkeit von Fahrplan und Hotel.

Reiseauto einer Theatergesellschaft.

Oben: Blick in den Küchenraum.

Düsseldorf.

Düsseldorfer Schauspielhaus: „Die schöne Schlafende“. Ein buntes Abenteuer in drei Akten von Rossio die San Secondo.

Es wird allmählich zur Gewohnheit: Seit Monaten geht man ins Schauspielhaus, um — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — mit recht zwiespältigen Gefühlen den Kunsttempel zu verlassen. Und immer stärker wird der Eindruck, daß die vom Schauspielhaus angestrebte Entwicklungslinie lautet: Theater um des Theaters willen! Nicht aber: Theater für den Zuschauer!

Der künstlerische Ehrgeiz und das Bestreben, Schauspieler und Regisseure vor neue Aufgaben zu stellen, sei dankbar anerkannt, aber alles hat schließlich seine Grenzen. Ein Theater, das, wie das Düsseldorfer Schauspielhaus, eine starke „klingende“ Resonanz im Publikum braucht, um das nötige materielle Fundament für seine ideellen Ziele zu schaffen, kann auf die Dauer nicht im echolosen Raum arbeiten. Und nichts ist vergänglicher als der Ruhm einer großen Vergangenheit, besonders wenn ein Parkettplatz 8,20 Mk. kostet.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: Der Theaterfachmann, der Kritiker, der fremde Regisseur wird aus jeder Aufführung eine Fülle von künstlerischen Anregungen mit nach Hause nehmen. (Als der „berühmte“ Moissi mit seiner Truppe vom Deutschen Theater in unerhörter Würstigkeit und Nachlässigkeit den „Jedermann“ abhaspelte, hätte ich ihm am liebsten eine Karte zu irgendeiner Viertelschen Inszenierung geschenkt, um ihm zu zeigen, was es heißt, Diener am Werk zu sein.)

Aber letzten Endes — und das ist des Pudels Kern — hat der künstlerische Ehrgeiz ebensosehr auf den Inhalt als auf die Form zu achten. Der schönste geschliffene Pokal vermag nicht Essig in Wein zu verwandeln.

Um auf „Die schöne Schlafende“ zu sprechen zu kommen: Wer Freude an der Form hat, mag sich den geschliffenen stielchesten Pokal ansehen, der Inhalt ist wieder einmal Essig.

Arnolt Bronnen: „Rheinische Rebellen“. Rheinische Erstausführung im Kleinen Haus.

Arnolt Bronnen hat sich bisher nicht als der Mann gegeben, der Konzessionen zu machen gewillt scheint. Sein vor drei Jahren von Entwürstungspiffen und vereinzelt Beifallskundgebungen umtostes Stück „Waternord“ ist Beweis dafür. Hält man die „Rheinischen Rebellen“ daneben, so rücken bedenkliche Zweifel an. Weniger im ersten Akt und im Anfang des zweiten, die beide in dramatisch geschickter Steigerung den Helden des Stückes als glaubens- und willensstarken Fahnen-träger einer Idee in das Rampenlicht rücken (ob man die Idee als solche begrüßt oder bekämpft, ist in diesem Zusammenhange unwesentlich). Um so berechtigter sind die Zweifel in den drei folgenden Aufzügen, die den diktator-lüsterne Rebellen zum girrenden Pantoffelheld werden lassen, ohne daß der dramatisch bedingte, tiefere Grund für diese Sinnesänderung klar wird.

Vor Jahresfrist noch — so lange dürfte die Uraufführung des Stückes, die irgendwo im Reiche stattfand, zurückliegen — glaubte man, das Stück als Zeitgemälde werfen zu dürfen, heute schon erkennt man, daß es nicht einmal dokumentarischen Wert besitzt, nach zwei weiteren Jahren wird sich höchstens der eine oder andere Literaturbesessene erinnern, daß Bronnen außer dem „Waternord“ und dem „Ostpolzug“ auch noch die „Rheinischen Rebellen“ verbrochen hat.

Die patriotische Geste, mit der Bronnen zu guter Letzt die schwarzrot-goldene Reichsflagge über die grünweißrote Rebellenflagge triumphieren läßt, genügt allein nicht, den dichterischen Wert des Stückes entscheidend zu beeinflussen.

(Oper und Konzerte.) Unsere Bühne wandte diesmal ihre Liebe zwei alten Werken zu. Im ersten Falle konnte man diese Wahl durchaus begrüßen. Denn es handelte sich um Donizettis „Don Pas-

quale“ — eine komische Oper von echt südlicher Spielerischeit und voller singender, klingender Musik. Mit der Aufführung dieses köstlichen Werckens, das von Oberspielleiter Professor Alexander d'Arnals und Kapellmeister Rudolf Schwarz sorgfältig und liebevoll vorbereitet worden war, konnte man in fast allen Teilen sehr zufrieden sein. Ein weniger glücklicher Griff war die Oper „Silvana“. Es ist ein Jugendwerk Carl Maria von Webers, das sich in seiner ursprünglichen Fassung durch mancherlei musikalische Einfälle von anmutiger Frische auszeichnet. Das alte Übel so vieler Opern — ein schlechtes Tertbuch — hatte dies Wercken lange Zeit der Vergessenheit anheimfallen lassen. Dann wurde es von jenem Los ereilt, das gerade Weber'schen Opern in allzu ausgiebigem Maße zuteil geworden ist. Eine Reihe von Bearbeitern mühte sich so lange damit, bis von Webers Plan nichts mehr zu erkennen war. So entsteht ein Stilmisschmasch, der in seiner ganzen Pseudoromantik nicht gerade erfreulich berührt. Drei Gastspiele unseres früheren Heldenentors Laurenz Hofe (jetzt Mitglied der Wiener Staatsoper) ließen von neuem alle Vorzüge und Schwächen dieses Stimmgewaltigen erkennen.

Den Gipfelpunkt im künstlerischen Geschehen der letzten Wochen bedeutete unstreitig die Uraufführung der „Missa Symphonica“ von Lothar Windesperger durch den Städtischen Musikverein. Nicht nur, daß Hans Weißbach das schwierige Werk mit vorbildlicher Überlegenheit leitete, daß der Chor eine seiner besten Leistungen seit langen Jahren vollbrachte, daß Solisten und Orchester Treffliches boten — auch das Werk selbst verdient erhöhte Beachtung. Windesperger ist es hier durchaus gelungen, gegenüber seinem früheren Schaffen technischen Können und Kraft des Ausdrucks wesentlich zu steigern. Diese Messe hebt sich aus anfänglicher Zerknirschtheit über eine strenge Gläubigkeit, die etwa im „et unam sanctam catholicam“ ihr energischstes Gepräge findet, empor zu immer lichtereren Höhen einer naiven Musizierfreudigkeit. Vereinzelt impressionistische Akkordketten und Ausflüge ins Gebiet der Polytonalität stellen die Singenden vor besonders anfordernde, doch sehr reizvolle Aufgaben. Wesentlicher ist noch die Art der freien, mehrstimmigen Gestaltung, die die Riesentöne oft in kühner Spannung durch Eingsimmen und Instrumente weiterführt. Das sinfonische Element tritt deutlich und klar in Erscheinung: nicht nur in der Verknüpfung mit lebensvoller und warmblütiger Polyphonie, sondern vor allem auch in den weiten thematischen Bindungen. Wundervoll, wie diese gesammelte Kraft, die sich oft in gewaltigen Steigerungen entlädt, in den garten Schlußpartien einen beseligenden Ausklang findet! Ein Werk, das trotz all seiner technischen Schwierigkeiten bald den Siegeszug durch die Konzertsäle antreten wird. Die Aufführung selbst, die bald als Volkskonzert wiederholt werden soll, war eine musikalische Großtat, auf die wir stolz sein dürfen.

C. H.

Duisburg.

Das Duisburger Stadttheater brachte als Erstaufführung des Kleistpreisträgers Alfred Neumann historisches Drama „Der Patriot“ auf die Bühne. Man kann nach den zahlreichen Nieten der letzten Zeit aufatmen und mit Recht endlich einmal eine wirkliche Leistung konstatieren. Das Stück, das die Regierung des despotischen Jaren Paul und seinen Sturz und Tod schildert, wird interessant durch die Persönlichkeiten des Grafen von der Pahlen und seiner Mätresse Ostermann. Es ist wirklich groß in Aufbau und Sprache und namentlich fein im gut geschliffenen Dialog zwischen Pahlen und der Ostermann. Dr. Burbaum hatte das Drama mit viel Geschick inszeniert und Johannes Schröder wirkungsvolle Bühnenbilder geschaffen. Eine Musterleistung war der Graf Pahlen Gerhard Meinedes, neben dem auch Fräulein Thelemann als Anna Petrowna Ostermann gut bestand.

In der Oper, die in den letzten Wochen stark unter Indispositionen und Grippekrankungen zu leiden hatte, kam Aubers komische Oper „Fra Diavolo“ in der von dem verstorbenen Mannstaedt vor einigen Jahren geschaffenen Inszenierung heraus. Die hübsche und erheiternde Oper wurde unter Siebolds guter Regie flott gespielt, litt aber auch unter dem bösen Geist der Indispositionen. Nichtsdestoweniger müssen Aufführung und die Leistungen sämtlicher Mitwirkenden anerkannt werden.

Im Konzertsaal hörte man Ende Januar einen Kammermusikabend des Grevesmühl-Quartetts. Es wird Zeit, daß sich die Stadt nach einem geeigneten Raum für Kammermusik umsieht, denn der große Saal ist, namentlich bei schlechtem Besuch, akustisch durchaus ungeeignet. — Den Auftakt des Abends gab eine warme Darbietung von Schuberts Streichquartett in G-Dur. Es folgte Pfitzners köstliches C-Dur-Klavierquintett, bei dem sich Walter Braufels aus Köln mit dem Grevesmühl-Quartett zu löblichem Tun vereinigte. Langsam, aber sicher bricht sich des großen Meisters herbe deutsche Kunst Bahn, und es ist die Zeit nicht mehr fern, wo seine herrliche Kunst Gemeingut aller Deutschen sein wird.

Im 5. Hauptkonzert, das Josef Haydn gewidmet war, brachte Scheinpflug das Oratorium „Die Jahreszeiten“ zur Aufführung. Das vorzüglich einstudierte Werk war für Orchester und Dirigenten ein voller Erfolg, während der Chor nicht immer die sonst gewohnte Ausgeglichenheit zeigte. Brillant war das Solistenterzett — die Sopranistin Emmy von Etetten, der Tenorist Alfred Wilde und der Bassist Albert Fischer.

Das 5. Sinfonie-Konzert stellte Max Regers bedeutende Kunst mit zweien seiner besten Werke heraus. Im ersten Teil spielte Hermann Grevesmühl, der Primgeiger des Duisburger Orchesters, mit brillanter Technik und innerlicher Musikalität das große A-Dur-Violinkonzert und hatte damit einen vollen Erfolg. Scheinpflug, der mit dem Orchester diskret begleitete, dirigierte nach der Pause die Serenade in G-Dur und verstand es, die Feinheiten dieser Komposition in den hellsten Farben leuchten zu lassen.

R. Sch.

Mülheim-Ruhr.

Die Konzert- und Theaterveranstaltungen in der Mülheimer Stadthalle erfreuen sich dauernd der größten Beliebtheit, und diejenigen, die in der vorigen Saison ankamen, daß der Besuch nachlassen würde, wenn erst das Neue an der Sache vorbei sei, haben sich gründlich verrechnet. Der von Professor Fahrenkamp geschaffene vornehme innenarchitektonische Rahmen der Halle, zusammen mit erstklassigen künstlerischen Darbietungen, bringt nicht nur die Bürger der Stadt, sondern auch zahlreiche Besucher aus den benachbarten Städten.

Das VI. Sinfonie-Konzert des Duisburger Orchesters brachte ein besonders interessantes Programm. Igor Strawinskys Suite „Der Feuervogel“ stand am Anfang der Vortragsfolge. Gewiß geht dieser Tonsetzer mit seinen Kompositionen bis an die äußersten Grenzen und macht es dem Hörer manchmal schwer, seinen Eingebungen und Erfindungen zu folgen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß hier ein starker Geist nach Ursprünglichkeit strebt und bei großer Befähigung noch Großes für die Zukunft erwarten läßt. Scheinpflug dirigierte das Werk mit vollendeter Einfühlung in die Absichten des Komponisten. Die nun folgende Uraufführung „Fünf sinfonische Gesänge“ von Josef Mesner, der Gedichte des Duisburger Musikchriftstellers Dr. Hendel zugrunde gelegt sind, stellt gleichfalls eine große Leistung des am Niederrhein bestens bekannten Komponisten dar. Mesner folgt den vorliegenden feinen dichterischen Vorlagen mit innerlichster Musikalität und fand in Amalie Merz-Tunner die Sängerin, die mit ihrem klaren, schönen Sopran zusammen mit Orchester und Dirigenten sein Werk formvollendet herausbringen konnten. Den Beschluß des Abends machte eine wirkungsvolle Aufführung von Gustav Mahlers 4. Sinfonie, die Scheinpflug und Frau Merz-Tunner nochmals wärmsten Beifall brachte. —

Das Düsseldorfische Schauspielhaus, welches regelmäßig in der Stadthalle gastiert, bisher aber in der Auswahl seiner Stücke, namentlich mit Rücksicht auf die beschränkte Anzahl der Abende, nicht gerade glücklich

war, hat sich besonnen und brachte in der Berichtszeit zwei Schauspiele heraus, die dem großen Publikum nicht vorenthalten werden dürfen. Zunächst gab man im Rahmen einer Sondervorstellung Paul Raynals Schauspiel „Das Grabmal des unbekannten Soldaten“. Das Stück, welches allenthalben einen großen und berechtigten Erfolg aufzuweisen hat, wurde von den Düsseldorfischen Künstlern in der bekannten vornehmen Weise gespielt und fand auch bei der Mülheimer Zuhörerschaft die gebührende warme Aufnahme.

Weiter spielten die Düsseldorfischen Paul Kornfelds Schauspiel „Sakuntala“. Das indische Märchen von der Prinzessin Sakuntala und dem König Dushmanta, die sich im heiligen Hain finden und lieben, aber durch dämonische Kräfte getrennt und erst später wieder zusammengeführt werden, wurde mit feinsten Einfühlung in den orientalischen Charakter gespielt. Sämtliche Mitwirkenden — wir nennen besonders Eleonora Mendelssohn als Sakuntala und Peter Esser als Dushmanta — zeigten reifste Sprach- und Darstellungskunst.

R. Sch.

Hamborn.

Stadtheater. Eine Aufführung von d'Alberts Oper „Die toten Augen“ unter der trefflicheren Regie von Paul Hackland, der durch das anerkennenswerte Spiel der Darsteller kräftig unterstützt wurde, machte sichlich Eindruck auf die Zuhörer. Wie verschieden und doch wieder in manchem verwandt ist sie mit d'Alberts „Tiefeland“, der typischen deutschen Oper des Verismo, die in den letzten Jahren in Hamborn zweimal mit gutem Erfolg gegeben wurde. In „Tiefeland“ der knappe, folgerichtige Aufbau der Handlung mit der großen Steigerung, in den „Toten Augen“ eine Handlung, die, zwar effektiv und mitreißend, aber bei genauerem Zuschauen viel Unwahrscheinliches enthält. Hier lebendige, erfindungsreiche Musik, dort fehlt die große Linie, die wirklich fesselnde Intuition. In beiden aber starke Effekte in der Musik, die sich um die Wirkung beim Publikum bemühen und diese Wirkung nicht verfehlen. Die Darbietung durch die Essener Oper verdiente volles Lob.

Bei Musik von Johann Strauß kommt man selbst über ein so klägliches Libretto hinweg, wie es der Operette „Wiener Blut“ zugrunde liegt. Die Aufführung gefiel: die Spielleitung hatte mit Verständnis die Wirkungen der Operette herausgearbeitet, die tragenden Rollen befanden sich in guten Händen, die Bühnenbilder waren wie immer geschmackvoll. Das Orchester, dessen Leitung Köhler in letzter Stunde hatte übernehmen müssen, gab (wenigstens bei der Erstaufführung) die Einsätze nicht sicher genug, die Musik flatterte.

Wenn Ludwig Fulda an Stelle seines Lustspiels „Chevulkan“ uns mit einem neuen Stück seiner wertvollen und von allen geschätzten Übersetzungskunst beschenkt hätte, so wäre eine solche Leistung sicher höher anzuschlagen. Das Lustspiel — es kommt manchmal recht nahe an die Grenze der Pöse — ist allerhöchstens flache Unterhaltung, und in seinen Mitteln, zu unterhalten, ist Fulda alles andere als wählerisch. Die Anlage ist an sich nicht übel; es hätte ein brauchbares Lustspiel werden können. Die Durchführung und Lösung ist nicht jedermanns Geschmack. Die Darbietung, zumal in der Gestaltung von Typen und der Dialogführung durch Berta Spanier und W. Kaufmann, ließ nichts zu wünschen übrig.

In ähnlicher Linie bewegt sich das Lustspiel „Die Ballerina des Königs“ von R. Presber und L. W. Stein. Zu den Beziehungen zwischen Friedrich dem Großen und der Tänzerin Barbara Campanini kommen einige historische Anekdoten, einige Bonmots, eine Dosis Räusung, ab und zu wird versucht, ein Licht geschickt aufzusetzen und das Ganze ins sogenannte Dichterische zu heben. Die beiden Hauptrollen Friedrich der Große und die Ballerina, gaben wieder B. Spanier und W. Kaufmann Gelegenheit, die Register ihres guten Könnens zu ziehen und ihre bewährte Gewandtheit im Spiel zu entwickeln.

Für Ende Februar kündigt der Spielplan bis jetzt noch an: „Die lustigen Weiber von Windsor“, Vortragsabend Senff-Georgi, Pestalozzi-Gedenkfeyer unter Mitwirkung des städtischen Orchesters, als Karnevalsauflistung: „Der Budenzauber“.

Ks.

Dortmund.

Theater.

Im Spielplan des Schauspiels der letzten Wochen nahmen drei Uraufführungen einen breiten Raum ein. Helmuth Ungers dramatische Symphonie „Goddins ewige Masken“ war allerdings keineswegs so neu, wie der Titel vermuten ließ. Der Weise Platon hat eigentlich in umfassender Klarheit und dichterischer Gestaltung alles vorweggenommen, was zur Sache zu sagen war. Der Kampf der Idee und einer höheren sittlichen Einstellung gegen Mammon und mißbrauchte Macht ist Sinn und Inhalt der Dichtung. Es handelt sich also im Grunde um eine weltanschauliche Themenstellung, und ein Dichterverk wird an sich sehr leicht daran scheitern, daß die Reflexion die Handlung überwiegt. Auch bei Unger liegt hier der Tod des Dramas. Er besitzt nicht die gestaltende Kraft der Lebendigmachung, durch die das Genie solcher Schwierigkeiten Herr wird. So ist hier ein Auf- und Aneinander von Szenen und Bildern entstanden, die, jedes für sich und im Zusammenhange ihrer Episoden gesehen, von hoher Kraft sind und Dichtertum in Form und Sprache erkennen lassen. Aber dem Ganzen fehlt das Leitmotiv, die einheitliche Idee, die zwingende Konzentration, die nun einmal des Dramas A und O bedeuten. Gern sei hervorgehoben, daß in bezug auf Technik, auf die Sprache vor allem Werte geschaffen sind, die man restlos bejahen kann. Die Aufführung gab sich alle Mühe, für die Dichtung zu werben. Die Hauptrollen Goddin und Gaso fanden in Binder und Zillich zwei Gestalter, wie sie besser kaum gedacht werden können. Um diese gruppierten sich die zahlreichen übrigen Mitwirkenden, die ausnahmslos zusagten. — Schwächer war des Heimatdichters Müller-Frericch Erstlingswerk „Helgar“. Hier stand der Erfolg im umgekehrten Verhältnis zu den bombastischen Ankündigungen des letzten Bühnenblattes. Daß der Dichter im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Jungen, tiefgründige Probleme dramatisch zu gestalten, einen geschichtlichen Stoff wählte, hätte für ihn einnehmen können, doch reichten weder Talent noch bühnentechnische Erfahrung hin zu diesem an sich löblichen Vorhaben. Trotz hervorstechender Schönheiten der Sprache zeigt das Werk einen starken Mangel an psychologischem Verstehen, an durchschlagender Begründung und an Folgerichtigkeit in der Durchführung der Charaktere, so daß man bei aller Anerkennung des guten Willens und einer ehrlichen Begeisterung des Verfassers nicht zum Genuße kommt. Obwohl sich auch hier unsere besten Leute, vorweg Herbert Köhler in der Titelrolle, mächtig für das Werk ins Zeug legten, und obgleich Spielleitung und Bühnenbild (Maurenbrecher und Goetz) kaum einen Wunsch offen ließen, konnte doch nur die zahlreich vertretene Anhängerschaft des Autors den Achtungserfolg herbeiführen. — Eine ausgesprochene Miete — von der Intendanz selbst mit der Übernahme aller Verpflichtungen erklärt — war die Uraufführung des Schwanks „Die Ehe links herum“ von Gustav Pickert, der es unternommen, hundertmal begrabene Mäzchen und Kombinationen mit den verbrauchtesten Mitteln zum Leben zu erwecken. Max Laumen versuchte zwar alles Mögliche, um die Geschichte zu retten. Aber wo nichts ist, hat auch sein trockener Humor sein Recht verloren.

Ruhring.

Die Oper. In diesem Berichtsmonat nahmen die zu Anfang der Spielzeit in Aussicht gestellten „Ring“-Vorstellungen mit dem „Rheingold“ einen vielverheißenden Anfang. Nachdem man sich auch bei uns zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Aufführungen Wagner'scher Musikdramen auf die vom Meister gegebenen Regieanweisungen zu verzichten erlauben, war die angekündigte neue Inszenierung von besonderem Interesse. Wagner braucht zwar auch heute noch die Illusionsbühne, aber die Revolution der Kulisse hat doch mit manchem verstaubten Requisit aus Großvaters Zeiten aufgeräumt. So erhielt das „Rheingold“ eine Aufmachung, die, abgesehen von kleinen Mängeln besonders im ersten Akt, von Anfang bis zu Ende fesselte. Dr. Aron verriet jedenfalls mit der Einrichtung seines Verständnis für die Möglichkeiten und Mängel unserer Bühnenverhältnisse. Bleibt die Erneuerung auch die folgenden Ringdramen in den Grenzen, die man diesem „Vorabend“ gezogen, so darf man ihr gern zustimmen. Recht angenehm berührte auch die musikalische Auffrischung, ein Verdienst Carl Wolfraams, der

Orchester und Bühne in feiner Übereinstimmung hielt. Die besten Leute unserer Oper wetteiferten miteinander, eine recht würdige Aufführung zustande zu bringen. —

Da die moderne Operette an unserer Bühne keinen geeigneten Boden mehr hat, besann man sich wieder einmal auf den großen Wiener Zauberer Johann Strauß, dessen Melodien auch nach seinem 100. Geburtstag noch ungechwächte Zugkraft besitzen, und gab seine „Fledermaus“. Leider trat vielfach das eigentlich Künstlerische des Werkes hinter dem rein Erheitern den zurück. Das feine Geäst der musikalischen Form, die Sprighaftigkeit und der Schimmer der wundervollen Melodien gingen vielfach unter in der etwas reichlich derben Art, in der das lebenswürdige Werk hier geboten wurde. Siegfried Meiß am Pult gab sich zwar redlich Mühe, die leicht beschwingten Strauß'schen Tanzrhythmen in die Tat umzusetzen, doch scheiterten seine Bemühungen teils an der durch die räumliche Beschränkung des „Burgwalltheaters“ bedingten zu schwachen Besetzung des Orchesters, teils auch an den Widerständen, die gewollt und ungewollt von der Bühne ausgingen. —

Seit dem Hiersein der Tanzregisseurin Hannah Spohr herrscht im Ballettsaale Hochbetrieb. Als letztes Ergebnis dieses sahen wir kürzlich drei Tanzpantomimen: Ogelala, ein indianisches Tanzmysterium aus vorkolumbischer Zeit mit einer scheinbar noch älteren, fast urweltlich anmutenden Musik von Erwin Schulhoff, einen, wenn auch in der Erfindung nicht völlig neuen, so doch fein durchdachten Totentanz als eigene Tanzdichtung der Regisseurin und in neuem, eigenartigem Gewande die liebe, alte „Puppenfee“ nach der reizenden Musik von Josef Bayer. Erwähnung verdient die saubere musikalische Leitung des jugendlichen Kapellmeisters Helmuth Wolfes.

Ruhring.

Dortmunder Konzertleben. Das Städtische Orchester unter Wilhelm Sieben gab zwei Sinfoniekonzerte. Im ersten erzielte zunächst das neue Werk des holländischen Komponisten Cornelius Dopper „Giacconna gotica“ einen starken Erfolg. Die etwa 20 bis 25 Minuten währende Giacconna bringt in Form einer Phantasie Variationen über ein Basisthema von wenig Takten. Sie wird beherrscht von rückschauenden Gedanken gotischer Art unter Verwendung feiner Lyrismen, deren Ausdruck oft von den französischen Impressionisten der Tonkunst beeinflusst ist. Es folgte Bruckners „7. Sinfonie in E-Dur“, deren große sinfonische Gedanken und reichmelodische Klangfälle prächtig zum Ausdruck kamen. — Das zweite Konzert begann mit Tschaiwsky's virtuosem „Klavierkonzert in B-Moll“ (op. 23), das von dem jungen russischen Pianisten Wladimir Horowitz in Charakter und Technik gut erfaßt war. Dann erklang Bruckners zum ersten Male hier gespielte „6. Sinfonie in A-Dur“, die von Wilhelm Sieben in ihrem ruhigen Glanz und ihrer heroischen Schönheit wundervoll nachgestaltet wurde. — Der Dortmunder Musikverein vermittelte unter Wilhelm Sieben des Schweizers Arthur Honegger „König David“, ein „sinfonischer Psalm“ für Sprechstimme, Soli, Chor und Orchester von oft verwegener, atonalisch schroffer und alttestamentlich motivischer Charakteristik. Die Aufführung fand wohl freundlichen, doch keineswegs begeisterten Beifall. Die Anerkennung galt vorzugsweise den Ausübenden, die unter Siebens anfeuernder Leitung ihr Bestes gaben. Hervorragende Leistungen boten Dr. Ludwig Büllner (Berlin) als Sprecher, die Sopranistin Margot Hinnenberg-Lefebvre (Köln), die Altistin Ilse Moeller-Gerlach (Köln) und der Tenorist Gunnar Graarud (Berlin). — Das Städtische Konservatorium bot ein historisches Konzert. Alice Ehlers (Berlin), die sich ganz der alten Musik widmet, spielte dabei das Cembalo. Man hörte: „Passacaglia“ von Händel, Fuge aus dem „Magnificat“ von Pachelbel, „Loccata“ in G-Dur und das „Italienische Konzert“ von Bach, „Fantasie in D-Moll“ von Telemann, „The Bells“ von Byrd, „Le coucou“ von Daquin, „L'oeuculo“ von Pasquini, „La Bandonline“ und „Les Vendangeuses“ von Couperin, „Lambourin“ und „Les Joyeuses“ von Rameau, sowie eine Sonate von Scarlatti. Das Programm wurde vervollständigt durch alte volkstümliche Weisen, die der Madrigalchor unter E. Holtschneider sang. Die Wiedergabe dieser alten Werke klang auf dem altertümlichen Cembalo viel urwüchsiger als auf einem modernen Konzertflügel.

Friz Reuter.



Leibesübungen – Sport – Sportsensationen.

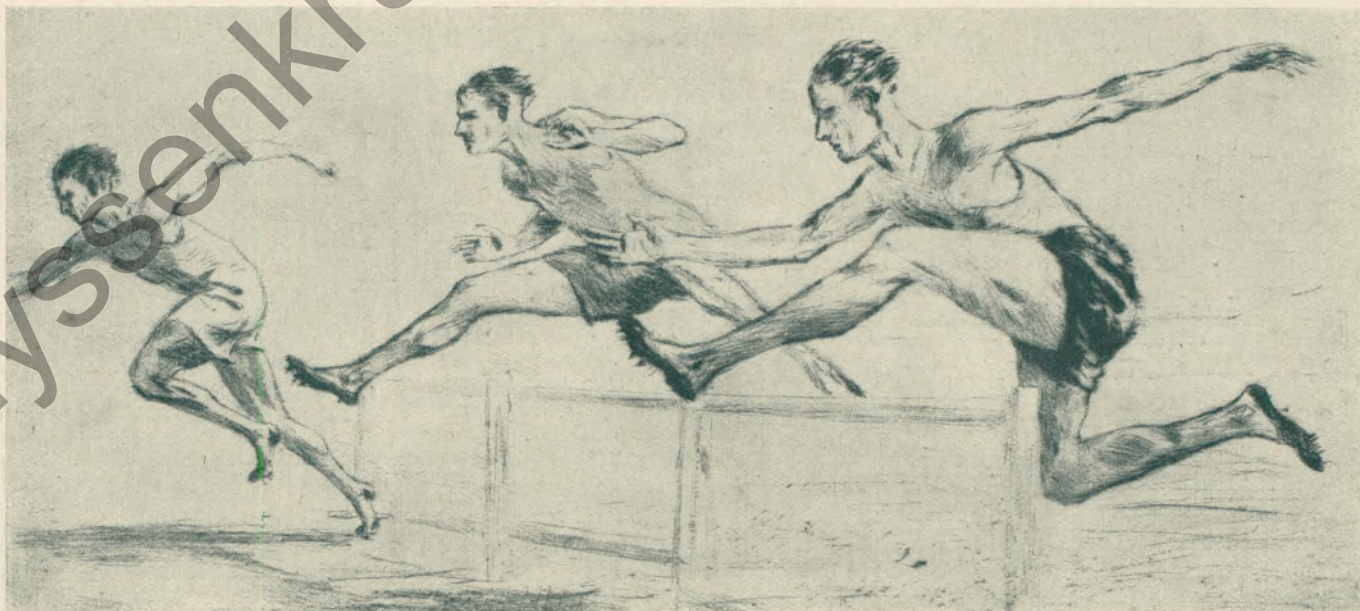
Der Aufsatz „Turnen – Sport – Sportsensationen“ von Generaldirektor B. Tonka hat in der Tagespresse weitgehende Beachtung gefunden, verschiedene Zeitungen haben ihn auszugsweise wiedergegeben, die *Kölnische Zeitung* hat ihn als Leitartikel ihres Sportteils übernommen; ein Zeichen, daß die angeschnittenen Gedanken „spruchreif“ sind und daß wir im Kampf gegen „Sportsensationen“ auf Gefolgschaft rechnen dürfen. Von geschätzter Seite erhalten wir zum gleichen Thema nachstehenden Beitrag, der, auf das gleiche Grundmotiv abgestellt, wertvolle neue Gedanken und Anregungen enthält.

Leibesübungen! — Ein wenig schönes Wort, um das der Wortschatz unserer deutschen Sprache im Laufe der letzten Jahre bereichert worden ist und dessen sinngemäße Übertragung in die meisten Fremdsprachen auf einige Schwierigkeiten stößt. Leibesübungen und Sport sind eng verwandte Begriffe, aber keineswegs gleiche Bezeichnungen für dieselbe Sache. Mit echt deutscher Gründlichkeit hat man unter dem Wort „Leibesübungen“ alles das zusammengefaßt, was der körperlichen Erziehung des einzelnen und des Volkes dient und damit bewußt einen Trennungsschnitt zwischen Leibesübungen und Sport gezogen, dessen Endstreben die Höchstleistung, der „Reford“, ist.

Den echten Sinn und Zweck unseres heutigen Begriffes „Leibesübungen“ gibt am klarsten die körperliche Erziehung der Jugend im klassischen Altertum, in Griechenland und bei den Römern, zur Zeit der ersten Blüte und Macht wieder, solange die Allgemeinheit und ihre Gesamterziehung, nicht der einzelne und seine Bestleistungen, Gegenstand der Sorge des Staates und des Interesses der Masse waren. Die heute noch sprichwörtliche Körpererziehung der Jugend Spartas, Athens und Roms schuf die Vorbedingung für die Weltmachstellung der damals jungen, kleinen Völker. Aus den Leibesübungen entwickelte sich aber auch bei ihnen der Sport, das Trachten nach Höchstleistungen, die Vergötterung des einzelnen. Aus dem an sich gesunden Gedanken der Wettspiele, die vorbildlich und werbend für die Gesunderhaltung des Volksganzen wirken sollten, wurde der Wettkampf als Selbstzweck. Seine Ausdrucks-

formen: Schaustücke, zirkensische Spiele (Zirkus!) und schließlich auf der letzten, tiefsten Stufe die Gladiatorenkämpfe. Aus einer Volksgemeinschaft, deren jedes einzelne Glied sich bisher der eigenen Schulung und Übung in gesunder, frischer Luft freute, wurde eine sensationslüsterne Zuschauer Masse, geteilt in Aushalter, Fachsimpler, Buchmacher und Wettende! Das Endergebnis: ein verweichlichtes Volk, reif, um jungen, frischen Völkern Platz zu machen.

Wer wagt zu leugnen, daß verzweifelt ähnliche Ansätze sich in der deutschen Sportbewegung zeigen? Gelegentliche Aufsätze der Sportpresse weisen auf die neuen Gefahren der überall emporstehenden Sportsensationen hin. In gleichem Atem aber fördert dieselbe Sportpresse tagtäglich in ihren Spalten diese Sensationsucht, feiert kritiklos „Sporthelden“, deren Leistungen, Auftreten und Erfolge Massen in ihren Bann ziehen. Kein Mensch erkennt heute die Notwendigkeit deutscher Sport- und Turnersiege, vor allem in internationalen Wettbewerben, zumal wenn man die Denkweise des Auslandes in solchen sportlichen Dingen in Betracht zieht. Es braucht nur an Nurmis Amerikastarts erinnert zu werden. „Ein Volk, das solche Männer hervorbringt, kann nicht untergehen,“ so kalkulierte der nüchterne Amerikaner und gewährte dem kleinen Finnland eine Millionen-Dollar-Anleihe. Ganz mit Recht wies daher der deutsche Botschafter in Washington, Freiherr von Malsbahn, darauf hin, daß die sportlichen Erfolge unseres Schwimmers Rademacher dem deutschen Namen und Ansehen sehr viel genützt haben, daß



weitere derartige deutsche Sportsiege dringend erwünscht seien. Zu begrüßen sind daher alle Bestrebungen, Deutschland auf der Olympiade 1928 in den Reihen der ersten Siegerstaaten zu sehen. Aber alle diese Auslandsiege haben nur dann einen dauernden Wert, wenn sie der offensichtliche Ausdruck einer bestimmten körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit sind, Maßstab der Gesundheit unserer ganzen Volksgemeinschaft, nicht Sonderleistungen von Einzelpersonen, die es überall gibt.

Die maßgebenden und verantwortlichen deutschen Stellen haben diesen Grundgedanken klar erfaßt, arbeiten zielbewußt an seiner Verwirklichung, kämpfen gleichzeitig einen schweren Kampf gegen das allenthalben bei uns aufschießende, gleißende Unkraut der Sportsensation. Was ist Sechstagerennen anders als ein Schaustück, das Hunderttausende von „Sportfreunden“ in seinen Bann zieht, die vom natürlichen Radsport keine Ahnung haben, jede andere Art des Radsportes, z. B. das wundervolle Wanderfahren mit seinem seelischen und geistigen Gewinn, mit einem verächtlichen Kennerslächeln abtun? Wie niederdrückend wirkt es, wenn zu Beginn einer Sportsaison ausgerechnet die Sportpresse auch bei uns den „Kannstall“ dieser oder jener Fahrradfabrik als wichtige Meldung veröffentlicht, die Berufssportfahrer also glatt auf eine Stufe mit Rennpferden oder den Gladiatoren des alten Roms stellt. Das hat mit Sport oder gar mit Leibesübungen wirklich nichts mehr zu tun. Wie enge schon heute bei uns wirklicher Sport, Sensation und bezahltes Schaustück miteinander verknüpft sind, beweist die einfache Tatsache, daß keiner der Amateurlandsmeister der letzten Jahre, beinahe alle Landesmeister im Radsport, dem wahren Sinn des Sportes, ihrem Beruf verloren gingen und in das Lager des Berufssporters hinüberwechselten, also Berufssportler wurden. Im vor- „Schausport“ ist daselbe der Fall. Selbst der überaus angesehene nordische Sportsmann Otto von Pro-rath und der deutsche Student Haymann warfen die Sportideale über Bord und wurden Berufssportler. Von anderen ganz zu schweigen. Erfreulich ist die Ausnahme, die in dieser Hinsicht der deutsche Wasser-, Hockey- und Tennissport bildet. Das Beispiel der geschäftstüchtigen „göttlichen“ Eismannengelenken darf und wird bei uns keine Nachfolger finden. Gefährlicher sind die Einflüsse jeder Sportsensation für unseren deutschen Volkssport: Fußball und Leichtathletik, geworden. Tatsache ist, daß beide Sportarten nur dann und jeweils nur dort Anklang und Massenzuschauer herbeiziehen, wo „Kanonen“ mitwirken. Gott sei Dank trennen uns noch finanzielle Bedenken vom Berufsfußball. Immerhin aber hat gerade der Westdeutsche Landesverband des Deutschen Fußballbundes Erscheinungen aufzuweisen, die allzu klar dargetun, daß von den vielen Tausenden Zuschauern Sport nicht mehr als anständiges, ehrliches Messen der Kräfte, sondern

als Schaustück, als Gelegenheit zur willkürlichen, undisziplinierten Gefühlsäußerung gewertet wird. Selbst unter den aktiven Fußballern scheint mancherorts schon ein merklicher Mangel an sportlichem Gefühl zu herrschen! Wie anders sind Platzverbote und Spielausschluß ganzer Vereine zu erklären?!

Und die Leichtathletik? Der verfloßene Sommer brachte allenthalben nur dann einen Zuschauererfolg, wenn „Namen“ auf dem Programm verzeichnet standen und die Veranstaltung mit vieler Reklame in die Welt gesetzt wurde. Nur ein Pelzer, Körnig, Corts, Troßbach, Dobermann und andere „zogen“.

Wenn nur Verbandsmeister an den Start gingen, war die Sache harmlos. War das etwas anderes als Sensation? Grenzen solche Veranstaltungen nicht auch nahezu an Schaustellungen? Wo blieb im Sommer die Freude und Genugtuung an der wachsenden Begeisterung der deutschen Jugend für alle Arten der Leibesübungen?

Bittere Klagen kommen aus dem Lager unserer Jugendlichen, die ihrer schweren Enttäuschung, ihrer Mißstimmung über die Art und Weise Ausdruck geben, wie die Jagd nach Rekorden der „Prominenten“ in den Vereinen und nicht die allgemeine Körperausbildung im Training bestimmend ist. Die Mehrzahl der Jugendlichen leistet nur „Durchschnittliches“, ist z. B. bei Läufen dem angegebenen Tempo nicht gewachsen, bleibt entmutigt zurück, verliert die Lust an Leibesübungen überhaupt. Ganz zu schweigen von den „Herrenallüren“ vieler Meister gegenüber ihren Sport-, ja sogar Vereinskameraden. Wie anders das Vorgehen der kleinen Schweiz, die durch zwangsläufige ärztliche Untersuchung Übungsart, Übungsdauer und Höchstleistungsgrenzen der Jugendlichen jeweils bestimmt und sinngemäß die Ausbildung der Jugend für jedes Jahr festlegt.

Dies Schweizer Beispiel verdient Nachahmung! Nur so gibt es wahren Volkssport, rechte Leibesübung, die der Allgemeinheit und nicht nur der Rekordwut einzelner dienen. Viel mehr Beachtung muß in diesem Sinne dem Wan-

der gerade der Jugendlichen gezollt werden. Die Sportpresse muß mehr wie bisher der Bedeutung dieser Art der körperlichen Erziehung und geistigen Schulung unserer Jugend Beachtung schenken. Beispielgebend im Jugendwandern wie auch in der gesamten Handhabung des Sports und der Leibesübungen für die Jugend sind heute unsere Industrie-Werksportvereinigungen: Bei ihnen findet die individuelle körperliche und geistige Veranlagung des einzelnen jungen Menschen verständnisvolle Berücksichtigung. Wenig Aufsehen machen unsere Werksportvereine von ihrer stillen, ernsten Arbeit, und doch sind ihre Durchschnittsleistungen nicht schlechter als die der anderen Vereine. Nicht unbedingte Höchstleistungen, sondern echte Leibesübungen und rechter Sport sind das Ziel unserer Werksportjugend. Das ist wahrer Dienst am deutschen Volke!

A. G.

Abschied vom Winter.



Phot. E. J. Luther.

Wir wollen zu Land ausfahren
Über die Fluren weit,
Aufwärts zu den klaren
Gipfeln der Einsamkeit.
Lachen, woher der Sturmwind braust,
Schauen, was hinter den Bergen haust
Und wie die Welt so weit! (Vagantenlied.)

Zur Auswahl und Betreuung der Olympia-Kandidaten.

Von E. Schelenz, Dipl.-Sportlehrer, Berlin-Siemensstadt.

Die olympischen Spiele haben von jeher einen gewaltigen erzieherischen Einfluß auf die Leibesübungen treibende Jugend der beteiligten Nationen ausgeübt. Die außergewöhnlichen Leistungen, die immer wieder bei diesen Spielen gezeigt wurden, lassen erkennen, daß dieser Einfluß sich besonders in der Vorbereitung zu den Spielen auswirkt. Auch die kommenden Spiele in Amsterdam werden Kräfte regen, die, richtig genützt, bedeutende Leistungssteigerungen bringen sollten. Wer schon einmal Gelegenheit hatte, große internationale Kämpfe zu besuchen, wird mit Staunen erlebt haben, was für eine gewaltige nationale Begeisterung diese Kämpfe auslösen können. Bei den olympischen Spielen tritt dieser nationale Charakter der beteiligten Nationen besonders stark in den Vordergrund. Diesem rein nationalen Charakter muß bei der Vorbereitung unserer Kandidaten Rechnung getragen werden. Unsere Vertreter müssen mit einer glühenden Begeisterung zu den Spielen ziehen, beseelt von starkem Willen, als Deutsche siegen zu wollen. Die Vorbereitungszeit muß ausgenützt werden, um diesen Geist der nationalen Zusammengehörigkeit unseren Olympiakandidaten und darüber hinaus unserem deutschen Volk einzuprägen. Nationalstolz müssen wir erziehen, wenn wir Geltung und Erfolge bei internationalen Kämpfen erleben wollen. Die Olympiakämpfer sollten die edelsten ihres Volkes sein, damit ihr leuchtendes Vorbild, ob jubelnd gesiegt oder ehrenvoll geschlagen, befruchtend auf die Jugend zum Nachstreben wirken kann.

Die allgemeinen Vorbereitungen zur kommenden Olympiade sind im vollsten Gange. Fachlehrer bemühen sich, größeren Gruppen talentierter Wettkämpfer Verständnis für Körperpflege und Körpertraining sowie Belehrungen über Vervollständigung ihres technischen Könnens beizubringen. Die Zeit bis zu den Amsterdamer Spielen ist aber viel zu kurz, um gesteigerte Leistungen in größerem Umfang gleich guter Kämpfer heranzubilden zu können. Es muß späteren Spielen überlassen bleiben, in breiterer Front mit hervorragenden Kräften marschieren zu können. Unsere jetzige Aufgabe muß dahin geleßt werden, unter die wenigen Kandidaten einen Geist zu verpflanzen, der dem einzelnen das hohe Ziel seiner Berufung klar vor Augen führt, der ihn zwingt, für die Erreichung eines olympischen Sieges jahrelang die größten Opfer zu bringen, der die Fähigkeit hervorruft, zur gegebenen Zeit im Wettkampf weit über seine Leistungen hinauszuwachsen. Charakterfeste und willensstarke deutsche Jugend muß es sein, die die Ehre hat, unsere Farben in Amsterdam zu vertreten.

Der Olympiakandidat muß ferner überzeugt werden, daß die Vorbereitungszeit bis zu den Spielen seiner sportlichen Laufbahn einen ganz bestimmten Charakter ausdrückt. Er gehört vom Tage seiner Auswahl dem Verbands an, der die Verantwortung über Ausbildung und Betreuung der Olympiakämpfer trägt. Hiermit ist der Kandidat aber nicht etwa aus dem Gefüge seines Heimatvereins ausgeschieden, sondern nur die Beschickung zu Wettkämpfen muß eine planmäßige Regelung erfahren, damit vermieden wird, daß eine zu starke Beanspruchung die Kampfkraft schwächt. Die engere Betreuung der Kandidaten, die ja in den meisten Fällen größeren Vereinen angehören, wird wohl den jeweiligen Vereins-sportlehrern oder Sportwarten überlassen bleiben können, denn hier ist die Garantie gegeben, daß durch das ständige Zusammenleben mit diesen Fachleuten die Vorschriften und Wünsche der Verbandsleitung auch eingehalten und durchgeführt werden.

Die Vorbereitungen zu den olympischen Spielen müssen es ferner erreichen, daß die Vereinsführer durch das große Werk dieser internationalen Kämpfe von ihrer mühsamen Kleinarbeit aufgerüttelt und angespornt werden, dem großen nationalen Ziel zu dienen. Die Vereinsmeierei, der größte Feind deutscher Einigkeit, muß durch diese große einheitliche Tat verdrängt werden. Wenn die Arbeit der Vorbereitungszeit in den Vereinen das nationale Pflichtgefühl in den Vordergrund bringen könnte, so wäre der Erfolg der kommenden Spiele gesichert, denn unsere Olympiakandidaten sind ja alles Mitglieder von Fachvereinen und somit unmittelbar auch durch diese zu beeinflussen. Es muß den Verbänden eine besondere Aufgabe sein, durch Zählungnahme mit den berufenen Führern und Fachleuten der Vereine eine Arbeitsgemeinschaft zu bilden, wobei Richtlinien aufzustellen sind, die ein vertrauensvolles Arbeiten aller Beteiligten garantieren und somit die beste Sicherheit für sachgemäße Heranbildung unserer Kandidaten bieten. Wenn somit die freudige Mitarbeit der Vereine als Hauptträger unserer Bewegung gesichert ist, sollte auch die arbeits- und verantwortungsreiche Tätigkeit des Hauptsachverbandes vom besten Erfolg begleitet sein. Die Auswahl und Betreuung unserer Vertreter in Amsterdam ist also nicht nur das Werk einzelner Fachkreise, sondern alle berufenen Führer müssen sich verpflichtet fühlen, dieser großen nationalen Sache einen Dienst zu erweisen.

Unsere Olympiakämpfer sollen bestgerüstet in den Kampf gehen, denn ein olympischer Sieg ist ein nationaler, also für uns ein deutscher Sieg.

Das 8. Westfälische Hallensportfest in Dortmund.

Eintracht Dortmund siegt mit 1932¼ Punkten vor Lgmd. Bielefeld mit 1778⅙ und A. L. u. Sp.-B. Hagen mit 1777¼ Punkten.

Die erste turnerische Veranstaltung des Turnkreises Westfalen und Lippe war das 8. Westfälische Hallensportfest. Es ist dieses eine amtliche Veranstaltung des Turnkreises, die aus den sämtlichen Gauen von Jahr zu Jahr stärker beschickt wird. In diesem Jahre waren zum Mannschaftsvierkampf 23 Mannschaften erschienen, die um den von dem 2. Kreisvertreter, Herrn Generaldirektor Loyka, gestifteten Wanderpreis kämpften. Die Mannschaften verteilten sich auf folgende Gauen: Märkischer Gau 7, Lippischer Gau 5, Hellweg-Märkischer Gau 4, Minden-Ravensberger Gau 4, Lemne-Bolme-Gau 2, Emscher-Ruhr-Gau 1, Münsterländ.-Gau 1.

138 Wettkämpfer traten zu den Vorkämpfen im Hochsprung an. Direktor Prof. Dr. Burgas, erster Kreisvertreter, hielt im Namen des Kreises die Begrüßungsansprache. Er betonte, daß das Volksturnen ein

Unverzichtbares des Jahnschen Turnens ist und bezeichnet es als eine Notwendigkeit, daß zum Volksturnen das Geräteturnen hinzukommt.

Beim Hochsprung erreichten von 138 Turnern 27 eine Höhe von 1,55 m, 15 Turner 1,60 m, 8 Turner 1,65 m, 2 Turner 1,68 m und 1 Turner 1,73 m.

Am Sonntag, dem 6. Februar, wurde der Mannschaftsvierkampf mit Weitsprung, Kugel- und Steinstößen fortgesetzt.

Nach Mustervorführungen des Turnvereins Eintracht-Dortmund nahm Generaldirektor Loyka, 2. Kreisvertreter, gegen 5½ Uhr die Siegerehrung vor. Mannschaftskampf: 1. Eintracht-Dortmund 1932¼ Punkte; 2. Lgmd. Bielefeld 1778⅙ Punkte; 3. A. L. u. Sp.-B. Hagen 1777¼ Punkte; 4. Jahn-Lüdenscheid 1698⅘ Punkte; 7. Jahn-Minden 1547⅘ Punkte; 8. Lgmd. Lage 1471⅘ Punkte.

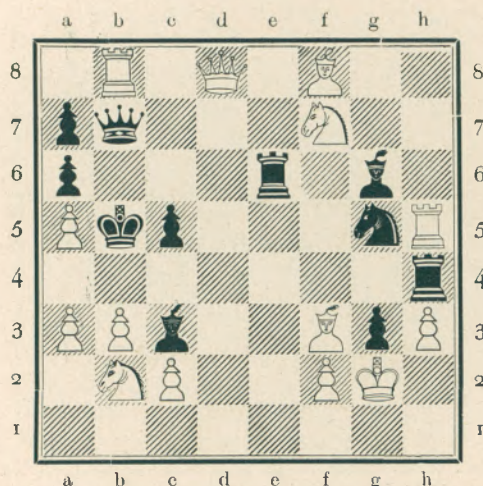


Schachcke.

Bearbeitet von H. Bollmer.

Aufgabe Nr. 23.

Von E. Boros.



Stellung der Steine:

Weiß: Kg2; Dd8; T (2) b8, h5; L (2) f3, f8; S (2), b2, f7; B (6) a3, a5, b3, c2, f2, h3; [14].

Schwarz: Kb5; Db7; T (2) e6, h4; L (2) c3, g6; Sg5; B (4) a6, a7, c5, g3; [11].

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabe Nr. 24.

Von A. Ellermann, Buenos Aires.

(1. Preis im 4. Internationalen Zweizügerturnier des Schachklubs „Luigi Centurini“, Genoa.)

Stellung der Steine:

Weiß: Kb8; Df1; T (2) a5, d3; La8; Sb7; B (3) c7, f5, g3; [9].

Schwarz: Ke4; Db2; Ta4; L (2) g1, h1; Be3; [6].

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Zwei reizvolle Zweizüger, für deren Lösung wir je zwei Punkte, zusammen vier Punkte aussetzen.

Lösung der Aufgabe Nr. 21.

(W. Pauly.)

- | | |
|---------------|-------------------------|
| 1. Le4 - b1 | 1. Be4 - c3 |
| 2. Le1 - f2 + | 2. Kd4 - e5 |
| 3. Dd7 - f5 ♯ | usw. in acht Varianten. |

Dies ist die vorletzte Folge unseres Problemlösungsturniers. Im Aprilheft werden wir unseren Schachfreunden außer einem Original-Dreizüger noch eine Partie zum Glossieren geben und so auch den praktischen Spielern Gelegenheit bieten, ihr Können zu zeigen.

Schriftleitung der Schachcke.

Rätsellecke.

Silbenrätsel.

ad - äh - ar - at - be - be - berg - bo - chen - da - dan - de - det - di - do - dom - dorf - dui - e - eg - el - eu - fak - gel - gen - hib - i - ka - ka - kan - kir - kra - la - lan - le - le - len - li - li - li - li - li - li - lis - lun - ma - mand - mä - men - mi - mi - mis - mont - mus - nas - ne - ne - ne - no - nol - nor - ni - pe - pfaff - put - ra - ra - ra - ra - ram - rer - ri - ri - sa - sa - sas - sau - se - sel - sen - ses - ster - su - syl - te - te - ter - tis - to - tra - tu - u - u - um - un - us - be - bent - vi - wan - zel.

- | | |
|------------------------------------|------------------------------|
| 1. Autofabrik. | 19. Politische Richtung. |
| 2. Weiblicher Vorname. | 20. Fußbodenbelag. |
| 3. Bad an der Lahn. | 21. Weiblicher Vorname. |
| 4. Schlachtort a. d. 7jähr. Krieg. | 22. Deutsche Heldendichtung. |
| 5. Bekannter Industrieller. | 23. Berühmte Kartenlegerin. |
| 6. Oper von Vorzing. | 24. Beizmittel. |
| 7. Singvogel. | 25. Papstname. |
| 8. Weiblicher Vorname. | 26. Insel im Stillen Ozean. |
| 9. Ägyptischer König. | 27. Vorort von Berlin. |
| 10. Roman von Dominik. | 28. Maler. |
| 11. Sagenhaftes Land. | 29. Teil von Rußland. |
| 12. Schutzpatron. | 30. Oper von Rossini. |
| 13. Muse. | 31. Indische Anekdote. |
| 14. Wurstart. | 32. Italienischer Komponist. |
| 15. Größte Kohlenstadt Europas. | 33. Italienischer Dichter. |
| 16. Trauerspiel von Goethe. | 34. Bekannter Kampfflieger. |
| 17. Bezeichnung für Rechnung. | 35. Staatliches Gut. |
| 18. Staat in Amerika. | 36. Kirchlicher Feiertag. |

Die Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben eine Binsenwahrheit.

(E. Schneider, Ausbildungsvesen, Schalker Verein, B. Et.).

Verwandlung.

Seh' vor einer Gottheit Name
B: so wird es eine Dame,
G: so ist es leicht und flüchtig,
H: läuft in Gefahren tüchtig,
K: läuft ebenfalls bisweilen,
D: da wird man gern verweilen,
V: ist farblos oder bunt,
Bl: ist meistens kugelförmig.

(H. Baer, Union, Dortmund.)

Wasser.

„Eins“ fließt in Italien,
in Rußland fließt „drei“.
Ein Tor nur wird sagen
der „eins“, „zwei“, der „drei“.
Doch fließen sie beide,
ob „eins“ oder „drei“,
zum weiten Gebiete
des „eins-zwei-drei“.

(H. Baer.)

Gefährlich.

Gehst du „eins“, so führt ein „zwei“
dich bisweilen wieder recht.
Folgst du aber dem „eins-zwei“,
gehst du sicher „eins“ erst recht.

Rätselhafte Gleichung.

(v-t) + (w-a) + (y-d) + (z-t) = x
v = Zeitbegriff
w = Abschiedswort
y = äußeres Reinigungsmittel
z = inneres Reinigungsmittel
x = Etern.

Lösung der Denksportaufgabe in Heft 1.

Die Denkportaufgabe „Fremdsprachlicher Korrespondent gesucht“ hat unter den bisherigen Aufgaben bei weitem das größte Interesse gefunden und eine ganze Reihe recht guter Lösungen erbracht.

Die Vorschläge sind fast durchweg knapp, klar und sachlich gehalten. Die Entscheidung über „den am besten begründeten Vorschlag“ bereite daher der Schriftleitung ebensoviel Kopfzerbrechen wie die Aufgabe selbst unseren Denksportfreunden.

Ganz allgemein ist zu der Aufgabe zu bemerken, daß die Ausschreibung aus psychologischen Gründen absichtlich unscharf gehalten war. Für den einzelnen Stellungsuchenden lag daher nur in abgegrenztem Ausmaß die Möglichkeit vor, seine Bewerbung zu „frisieren“, d. h. die (vorhandenen oder eingebildeten) Fähigkeiten herauszutreiben, die den Betreffenden für die ausgeschriebene Stelle besonders geeignet erscheinen ließen. Es kam vielmehr darauf an, ein kurzes objektives Gesamtbild des beruflichen Werdeganges zu entwerfen, dem lediglich der Stiel das subjektive Gepräge gab. Volkstümlich ausgedrückt: „Welche Anforderungen du im einzelnen an mich stellst, geht aus der Ausschreibung nicht hervor. Daher kann ich dir nur sagen, was ich gelernt habe, und du mußt beurteilen, ob ich mich für die Stelle eigne.“

Wenn diese Grundvoraussetzung verstößt die von einzelnen Einsendern befürwortete Bewerbung so erheblich („berechtigten mich . . . den Anforderungen in jeder Beziehung gerecht zu werden“), daß man — auch ohne Einsicht in die Zeugnisse — auf diese von ihrer besonderen Eignung außerordentlich überzeugte Kraft am besten verzichtet.

Nr. 2 (für dessen Wahl sich fast ebensoviel Einsender entschieden haben wie für Nr. 4) bezieht in verschiedener Hinsicht: „Er macht“ (wie eine Begründung anführt) „keine überheblichen Versprechungen. Die Angaben über die bisherige Laufbahn (ohne Verheimlichungen) zeigen, daß der Bewerber sich im Daseinskampf durchzusetzen vermag. (Starker Wille!)“ Der Schlußfolgerung jedoch, daß „seine Erfahrungen als Hafenarbeiter, Vorarbeiter und Ingenieur (auch hier aufsteigende Berufslinie) im Auslande so viel technische Ausdrucksfähigkeiten voraussetzen, daß er zum Entwurf von technischem Werbematerial besonders geeignet erscheint“ kann nicht uneingeschränkt zugestimmt werden. Immerhin erscheint es angebracht, den Bewerber zu einer unverbindlichen persönlichen Vorstellung kommen zu lassen und bei dieser Gelegenheit durch eine Prüfungsaufgabe die besondere Eignung festzustellen.

Nr. 3 macht einen zweifelhaften Eindruck. Die „pekuniären“ Gründe, die den Bewerber angeblich zwangen, seine wissenschaftliche Ausbildung zu unterbrechen, stehen im Widerspruch zu der „bald darauf“ stattfindenden Amerikafahrt, welche angeblich zu dem „Ziel“ unternommen ist, sich in der englischen Sprache zu vervollkommen. Die weiteren Ausführungen (in einem Jahr perfekt [!] spanisch usw.) verstärken das Mißtrauen, insbesondere, da jeder Hinweis auf irgendeine kaufmännische Thätigkeit fehlt.

Nr. 4 dürfte als der geeignetste Bewerber anzupreisen sein. Zur Begründung schließen wir uns der Auffassung der beiden mit einem Buchpreis ausgezeichneten Vorschläge an.

4 Betriebsleiter Dr. W. Bohne in Völpke schreibt: „Entwerfen fremdsprachlichen Werbematerials für Industriebedarf setzt voraus: 1. gründliche Allgemeinkenntnisse industrieller Bedarfsartikel (dreijährige Lehrzeit, vier Jahre deutscher Korrespondent); 2. a) möglichst umfangreiche Kenntnisse eigener industrieller Leistungsfähigkeit fremder Länder, b) daraus folgend Kenntnis des Bedarfs an einzuführenden Waren (Tätigkeit in Russland, für russische Firma in Frankreich, für französische Firma in Brasilien); 3. Notwendigkeit, in fremden Sprachen nicht nur schreiben und sprechen, sondern vor allem denken zu können, ohne des Umweges über die eigene Muttersprache zu bedürfen (russisch-französisch, französisch-spanisch); 4. eingehende Kenntnis kaufmännisch-industrieller Umgangsformen sowie üblicher und möglicher Werbemittel (bisherige, offenbar erfolgreiche Korrespondententätigkeit).“

Hausbriefkästen. Auf den ersten Blick wird der Leser wenig geneigt sein, einen „Hausbriefkasten“ irgendeiner besonderen Beachtung für würdig zu halten. Sehen wir uns seine Vorteile jedoch ein wenig genauer an, so finden wir bald heraus, daß gerade seine allgemeine Einführung auch für uns recht nützlich sein würde.

Dem Interesse des Publikums an der schnellen und möglichst frühzeitigen Postbestellung, besonders der ersten Morgenbestellung, wird am besten entgegengekommen werden durch die großzügige und allgemeine Einführung von Hausbriefkästen. Diese werden zweckmäßig für alle Wohnungen in dem Hausflur des Erdgeschosses eines jeden Hauses eingerichtet und in praktischer Weise zugleich mit einer Klingelleitung zur Wohnung des Briefkasteninhabers ausgerüstet. Auf der Thür jedes einzelnen Kastens wird der Name des Inhabers angebracht. Diese Briefkästen haben für die Post den Vorteil gegenüber den Privatkästen am Eingang jeder einzelnen Wohnung, daß sie die Briefkästen aller Wohnungen eines Hauses in einer im Erdgeschoß eingerichteten Anlage zusammenfassen, so daß sich für den Zusteller die Zustellung für das ganze Haus wesentlich einfacher gestaltet. Für das Publikum besteht daraus folgender der Vorteil ins-

Karl Schneidewind, Bochum, schreibt: „Allein schon die Tatsache, daß (Genannter, der, doch wahrscheinlich ohne höhere Schulbildung, zwanzig-jährig, die ausgeschriebene Stelle der mit der Lehrfirma in Verbindung stehenden (also genau orientierten) Maschinenfabrik in Moskau erhielt und damit die erste Etappe auf dem Wege zum schon seit der Lehrzeit durch fleißiges Selbststudium der russischen Sprache konsequent angestrebten Ziele erfolgreich beendet, gibt ihm von vornherein gegenüber den drei Mitbewerbern den Vorzug. Wenn die russische Firma den jungen Ange-stellten schon nach zweijähriger Beschäftigungszeit als Korrespondenten nach der in jedem Fall ungeheuer schwierig sich einarbeitenden neuen Niederlassung (Paris) entfendet, er nach Aufgabe derselben sofort von einer bekannten Firma eingestellt und ihm von letzterer schon nach ein-jähriger Tätigkeit eine gewiß wichtige Stellung in Rio übertragen wird, ist auch der Beweis, daß Bewerber sich weiterhin durch starke Tenazität vervollkommen hat, erbracht. Der Mangel an englischen Sprachkennt-nissen fällt nur gering ins Gewicht, weil für eine deutsche Industriexport-firma hauptsächlich die Absatzgebiete in Frage kommen, deren Landes-sprachen vom Bewerber beherrscht werden.“

Weitere gute Begründungsvorschläge liefen u. a. ein von:

Techniker G. Köhler, Karlsruhe,

P. Paake, Siemens-Schuckert-Werke, Chemnitz.

Maschinen-Bautechniker Hans Rohne, Siegener Eisenbahnbedarf

N. G., Siegen,

Frau Dipl.-Ing. E. Schäfer, Dortmund.

K. Stahlbaum, Hamburg,

H. Bahle, Letmathe.

Und zum Schluß eine Feststellung, die unsere Denksportfreunde hoffentlich anpornt, in Zukunft die Aufgaben nach jeder Richtung hin aufzudeckeln, welche Fußangeln zu untersuchen. Nur ein Einfander hat entdeckt, daß die Aufgabe in der Bewerbung 4 eine Unrichtigkeit enthält. Die Landessprache in Brasilien und damit auch in Rio de Janeiro ist nicht spanisch, sondern portugiesisch!

Lösungen der Rätsel in Heft 2.

Silbenrätsel.

1. Naivität, 2. Abbau, 3. Cassel, 4. Honnef, 5. Unterstand, 6. Navigation, 7. Carau, 8. Drogerie, 9. Itis, 10. Enzyklopädie, 11. Sansfouci, 12. Uhlard, 13. Enthusiasmus, 14. Nimmwegen, 15. Donau, 16. Greiligsrath, 17. Languedoc, 18. Urfula, 19. Terpentin. — Nach uns die Eundflut (Marquise de Pompadour).

Rätselhafte Gleichung.

$$a = \Re b$$

$C = \Sigma a_i$

b = Ziel

$$d = \mathfrak{I}er$$

x = Rezitator.

Röffelsprung.

Das ist das alte Lied und Leid.

Daß die Erkenntnis erst gedeiht.

Wenn Mut und Kraft verzauchen.

Die Jugend kann, das Alter weiß:

Du kaufst nur um des Lebens Preis

Die Kunst, das Leben recht zu brauchen.

befondere darin, daß es hierdurch dem Zustellpersonal ermöglicht wird, seinen Westgang wesentlich zu beschleunigen, da es sich nur von Haus zu Haus zu bewegen braucht und nur bei Abgabe von Nachgebühren, Nachnahmeforderungen und Päckchen die Wohnungen im einzelnen aufzufuchen genötigt ist. Bei dem Publikum sind diese Anlagen sehr beliebt, da nicht nur der Zusteller der Post, sondern auch Zeitungsfrauen, Geschäftsleute, die ihre Anpreisungen an den Mann bringen wollen, Bekannte, die dem Wohnungsinhaber eine Mitteilung zugehen lassen wollen, ohne ihn erst in der Wohnung aufsuchen zu müssen, sie benutzen. Alle sparen sie die Mühe des Treppensteigens. Die Wohnungsinhaber brauchen sich in der Ruhe ihrer Beschaffung nicht stören zu lassen; die Treppen werden geschont. Die Hausbewohner werden auf das Einwerfen von Postsendungen durch Klingelzeichen aufmerksam gemacht. Die Mühe, die Post selbst aus dem Briefkasten im Erdgeschoß abzuholen, lassen sich die Bewohner bei den sonstigen Annehmlichkeiten der Anlage nicht verdrängen, hat doch vielfach jedes Familienmitglied einen Briefkastenschlüssel, so daß es beim Ein- und Ausgehen nachsehen kann, ob etwas im Briefkasten liegt.

(Westdeutsche Wirtschaft.)

Büchermarkt.

Siegfried Hartmann: Unsere Technik. 450 Seit. mit 193 Abbildungen in Leinen geb. Mf. 6,—. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. Berlin.

Kein Lehrbuch, aber ein auf die angenehmste Weise belehrendes und anregendes Buch. Der Verfasser, seit vielen Jahren Herausgeber der als mustergültig bekannten Technischen Beilage der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, ist nicht nur ein genauer Kenner der Geschichte der Technik, sondern auch einer der aufmerksamsten Beobachter der ungeheuren Entwicklung, mit der sich unsere Technik während der letzten Jahre bis zum heutigen Tage entfaltet hat. Vor allem aber ist er ein moderner Mensch, der sich den Überblick über die Zusammenhänge zwischen der Technik und dem Leben des einzelnen mit der Gesamtheit bewahrt hat und mit starkem Verantwortlichkeitsgefühl dafür eintritt, daß die Technik ihre erlösende Aufgabe nur zu erfüllen vermag, wenn sie nicht Selbstherrscherin, sondern Dienerin der Kultur ist. Das Werk ist mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet, die in geistvoller Weise auch jedem Laien einen tiefen Einblick in die Welt der technischen Tatsachen ermöglichen. Der Fachmann findet eine Reihe wertvoller Tabellen, in denen Resultate der Praxis des täglichen Lebens dargestellt sind. Dieses Buch über die Technik der Gegenwart, ihre Leistungen und Ziele dürfte von den technisch interessierten Mitgliedern des Verbandes mit besonderer Freude aufgenommen werden.

Hans von Bülow in Leben und Wort. Von Marie von Bülow. Mit 3 Bildern. Preis in Ganzleinen 7,— Mf. (Musikalische Volksbücher: Verlag J. Engelhorn Nachf., Stuttgart.)

Gerade im Hinblick auf das Beethoven-Jubiläum muß eines Mannes gedacht werden, der als Selbstschaffender nur mit geringem Erfolg gerungen hat: Hans von Bülow. Nicht wegen dieses Kontrastes, sondern wegen des Vielen, das diese beiden Geister auf künstlerischem Gebiete eint. Von demokratischem Hang zu persönlicher Freiheit bis zu rücksichtsloser Ehrlichkeit in allen künstlerischen Dingen sind zwischen ihnen beiden mancherlei Parallelen zu entdecken. Und es ist wohl mehr als ein bloßer Zufall, daß Bülow als einer der bedeutendsten aller Beethoven-Spieler und Dirigenten galt. Wie reich aber dies Leben (1830 bis 1894) an Entbehrungen und Enttäuschungen gewesen ist, mit welchem enormen Aufwand an Energie ein verhältnismäßig schwacher Körper all dieser Hemmnisse Herr wurde, das schildert in diesem echt vollständigen Buch die Witwe des großen Musikers in klarer und fesselnder Art. Da Bülow durch seine stets parierbereite humorvolle Ader sehr bekannt geworden ist, so liest der an Einfaltungen aus diesem Gebiet reiche Band sich trotz all seines ernststen Geschehens doppelt unterhaltend und anregend. C. H.

Der Werdegang der Entdeckungen und Erfindungen. Herausgegeben von Friedrich Danne-mann. Heft 8: Bergbau von Oberberg-rat Dr. H. Arlt. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Die Schrift wird der selbst gestellten Aufgabe, in gedrängter Form dem Laien eine Kenntnis über den heutigen Stand von Technik und Wirtschaft im Bergbau zu übermitteln, in jeder Beziehung gerecht. Ausgezeichnet gelungen ist der die Einleitung bildende Abschnitt über Lagerstättenlehre als Grundlage des Bergbaus. Er vermag mit seinem Tatsachenmaterial auch dem Fachmann noch manches zu geben. Im übrigen sind unter besonderer Berücksichtigung des Steinkohlenbergbaus alle Kapitel der Bergbaukunde vom Schürfen und den geophysikalischen Untersuchungsverfahren bis zur Aufbereitung der Erzeugnisse kurz behandelt. Ein besonderer Abschnitt ist den Gefahren des Bergbaus gewidmet. Sehr zweckmäßig ist auch die kurze Darstellung über die Zukunft des deutschen Bergbaus. Einige Abbildungen veranschaulichen den Text. Am Schluß ist die hauptsächlichste Literatur über das Wissensgebiet aufgeführt. Einige Druckfehler können bei einer Neuauflage, die der Schrift zu wünschen ist, ausgemerzt werden. D. B.

Jahrbuch der deutschen Braunkohlen-, Steinkohlen-, Kali- und Erz-Industrie 1927. Herausgegeben unter Mitwirkung des Deutschen Braunkohlen-Industrie-Vereins E. V. Halle (Saale) XVIII. Jahrg. Verlag von Wilhelm Knapp in Halle (Saale).

Schon der Umstand, daß das Werk zum 18. Male erscheint, beweist, daß es der Fachwelt ein bestiebt Nachschlagebuch geworden ist. Nach Bergrevieren geordnet führt es sämtliche Braunkohlen-, Steinkohlen- und Erzbergwerke des deutschen Reiches, ferner die auf Erdöl und Asphalt arbeitenden Unternehmungen auf. In dem Werk sind alle wünschenswerten Angaben über Eigentümer, Betriebsleitung, Förderung der Werke usw. gemacht. Beim Kalibergbau werden Zusammenstellungen über die Werke der einzelnen Konzerne und die Konzernquoten gegeben. Es ist weiter eine Statistik über die Erzeugung Deutschlands an Bergwerksprodukten für den Zeitraum von 1913 bis 1924 bzw. 1925 vorhanden. Am Schluß ist eine sehr zweckmäßige Zusammenstellung über die Zusammensetzung der Reichsstellen (Reichskohlenrat, Reichskalirat usw.) und Landesbehörden des Bergbaus, der geologischen Landesanstalten und der Bildungsanstalten des Bergbaus gegeben, auch sind die Verkaufsvereinigungen des Bergbaus und seiner Nebenerzeugnisse, die Beteiligungsziffern für die einzelnen Kalinwerke, die bergbaulichen Vereine, Arbeitgeberverbände usw. vollständig aufgeführt. D. B.

Inhaltsverzeichnis.

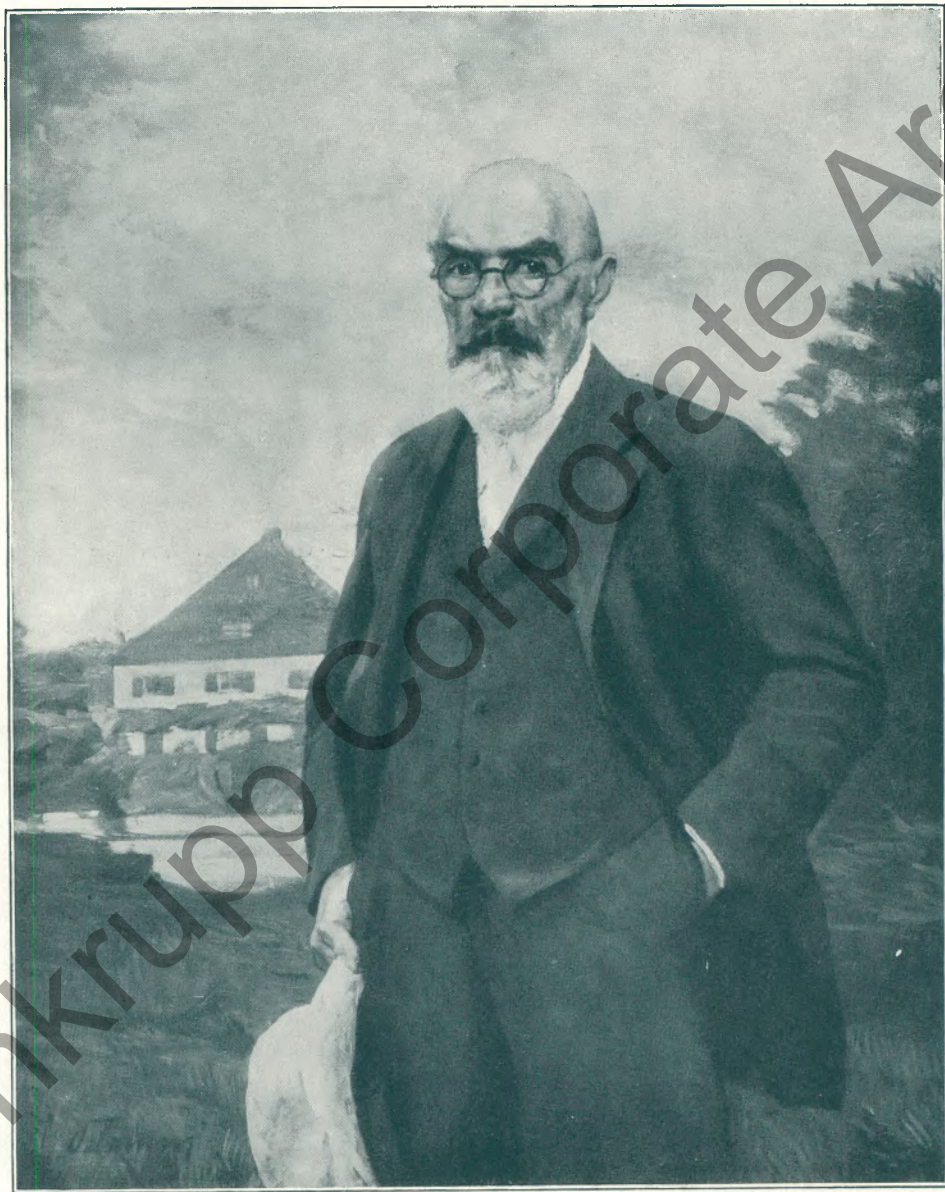
(Heft 3, März 1927, Jahrgang VII.)

Deutschland als Glied der Weltwirtschaft. 1. Teil. Von Prof. Dr. E. Schultze	1
Bilder aus der Eisenindustrie. Von A. C. Lebens (ill.)	4
Technik, Zivilisation, Kultur. Von A. Herberholz	10
Salze aus Luft. Von Dr. Walter Voigtlaender-Legner (ill.)	12
In welcher Beziehung steht die deutsche Sprache zum deutschen Wesen? Von Dr. Ulrich Witt	14
Eine romantische Kohlenindustrie. Von Dr. Epermann (ill.)	15
Technische Gedenktage	16
Beethoven. Von Prof. Dr. A. Specht (ill.)	17
Harmonie der Sphären. Von Otto Ernst (ill.)	18
Schiff in Not. Roman von Lu. Volbehr. 1. Fortsetzung	21
O Straßburg —! Von Liesbet Dill (ill.)	25
Die Hölle am Euz. Eine U-Boot-Erinnerung von W. Koisch (ill.)	27
Ein Marienkäfer. Von Heinz Steguweit	30

Stand und Ausichten des Luftverkehrs. Von Ernst Kredel (ill.)	31
Aus dem Abnormitätenschatz der Tierwelt (ill.)	33
Astronomisches vom März 1927. Von Prof. E. Hülsbötter (ill.)	35
Die Hausfrau als Hüterin der Gesundheit. Von Dr. O. Neustätter	36
Vom „Zeit haben“. Von Clara Pries	37
Lied der Jugend (Gedicht). Von Panek	37
Unsere Schulkinder	38
Wie kaufe ich richtig ein?	38
Haushaltsarbeiten im März	38
Zeit im Bild (ill.)	39
Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr	40
Sport und Leibesübungen	43
Schach und Rätsellecke	46
Büchermarkt und Inhaltsverzeichnis	48
Kunstbeilage „Totenmaske Beethovens“.	

Die Novelle „Harmonie der Sphären“ von Otto Ernst ist dem Almanach der deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1921 (Verlag G. Voss, Regensburg) entnommen.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch die Post, den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12,— Mf., Einzelhefte 1,20 Mf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zwei farbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8,— Mf., Einzelhefte 0,80 Mf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6,— Mf., Einzelhefte 0,50 Mf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher 1611.



Gemälde von Klein, Düsseldorf

Klein